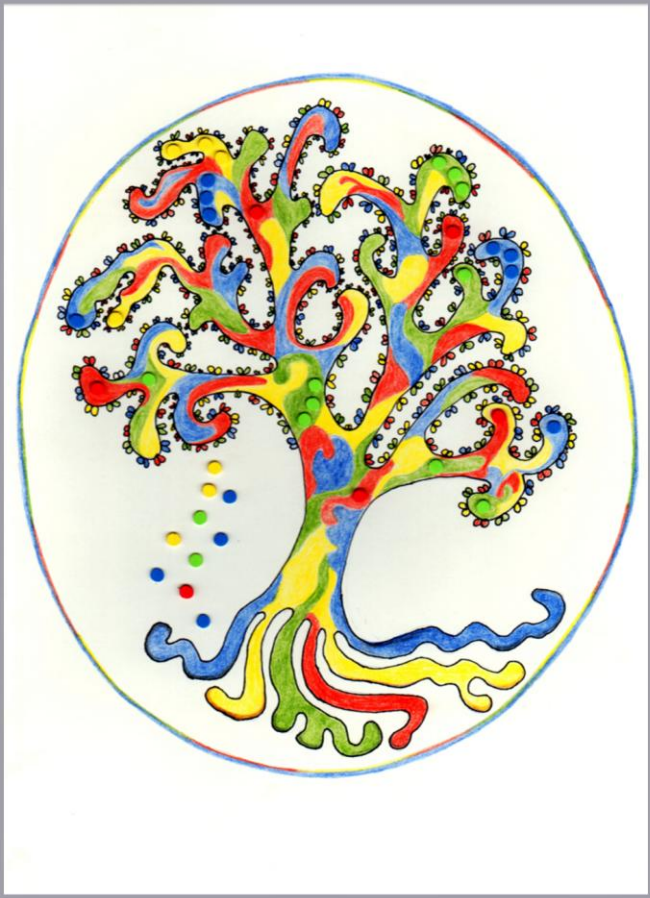
Kay Ganahl (Hrsg.)

Ein Kinderspiel / Kein Kinderspiel

Literarisches Ebook zum Thema



Freier Deutscher Autorenverband, Landesverband NRW (FDA-NRW)

Kay Ganahl (Hrsg.)
Ein Kinderspiel/Kein Kinderspiel

Kay Ganahl (Hrsg.)

Ein Kinderspiel / Kein Kinderspiel

Literarisches Ebook zum Thema

Freier Deutscher Autorenverband
Landesverband Nordrhein-Westfalen
(FDA-NRW)

fda nrw
Freier Deutscher Autorenverband
www.fda-nrw.de

Düsseldorf 2016

IMPRESSUM

Copyrightvermerk: Alle Rechte für die in diesem Ebook veröffentlichten Texte und Bilder liegen bei den Autoren und Künstlern, 2016

Herausgegeben wird das Ebook von Kay Ganahl für den Landesvorstand NRW des Freien Deutschen Autorenverbandes (FDA-NRW)

Net: www.fda-nrw.de

Herstellung und Layout des Ebooks: Kay Ganahl

Cover: Kay Ganahl

Cover-Abbildung „Lebensbaum, bunt": Marlies Strübbe-Tewes

Inhalt

Manfred Luckas: Vorwort

AutorInnenbeiträge

Siegfried Binder: Das Kind

Maria Stalder: Der Lutscher

Kay Ganahl: Berthilde und der kleine Otto

Marlies Strübbe-Tewes: Phillip und das Ungeheuer

Maria Stalder: Kinder

Bild Kay Ganahl: Kinderzimmer

Regina E. G. Schymiczek: Die Augen der Madonna

Renate Dorten: Tanz der Knochenmenschen

Maria Stalder: Mein sechster Geburtstag/Juni 1945

Marlies Strübbe-Tewes: Traumritt

Kay Ganahl: Ihr Baby

Maria Stalder: Eifersüchtelei

Bild Kay Ganahl: Ohne Titel

Maria Stalder: Augenblicke des Lebens

Marlies Strübbe-Tewes: Mordgedanken

Angelika Stephan: Lenchen

<u>Bild</u> Angelika Stephan: Schutzraum

Maria Stalder: Verlorene, vergessene Kinder

Kay Ganahl: Unterricht in der 8. Klasse

Maria Stalder: Träumend

Jutta Kieber: Schmerzliches Erinnern

Renate Dorten: roll over springtime

<u>Bild</u> Renate Dorten: Nacht über der Wüste

Jakob Anderhandt: „Anthroposophisch"

Kay Ganahl: Elfie lernt das Leben

<u>Bild</u> Angelika Stephan: Vogelflugneurank

Marlies Strübbe-Tewes: Nach Hause

Maria Stalder: Märchenwelt

Heinrich von der Furth: Keiner Kinder Spiel

<u>Bild</u> Kay Ganahl: Mann mit V-Birne

Maria Stalder: Unheimliche Momente

Halina Monika Sega: Der Regenschirm

Renate Dorten: sittin' in a tree-house

<u>Bild</u> Renate Dorten: Die Turbanfrau

Kay Ganahl: Bericht von einer Genesung

Dagmar Weck: pas de deux

Renate Dorten: Sommerreigen

Bild Renate Dorten: Blumenstrauß

Marlies Strübbe-Tewes: Darf ich einmal ziehen?

Dagmar Schenda: Missglückter Traum

Bettina Münster: Wenn nicht jetzt, wann dann

Marlies Strübbe-Tewes: Blaustrumpfkater

Bild M. Strübbe-Tewes: Lebensbaum, grau

Nachwort des Herausgebers

Manfred Luckas

Vorwort

„Als das Kind Kind war, ging es mit hängenden Armen, wollte der Bach sei ein Fluß, der Fluß sei ein Strom und diese Pfütze das Meer.“ Peter Handkes *Lied vom Kindsein* drängte sich mir schon bei der ersten Durchsicht des Buches Ein Kinderspiel / Kein Kinderspiel auf, für das Kay Ganahl als Herausgeber verantwortlich zeichnet. Ich denke, es könnte schlechtere literarische Referenzen für ein solches Vorhaben geben.

Dieser Eindruck verfestigte sich bei der zweiten, intensiveren Lektüre dessen, was dem geneigten Leser bzw. der Leserin hier auf 167 Seiten präsentiert wird. Der Solinger Autor und Kommunikationsbeauftrage des Freien Deutschen Autorenverbands NRW hat es nämlich geschafft, unter dem ebenso ambivalenten wie beziehungsreichen Titel ein aussagekräftiges Spektrum an literarischen Genres und künstlerischen Ausdrucksformen zu versammeln. Ein Spektrum, dessen einzelne Teile jedoch bei all ihrer Individualität immer den Bezug zum Thema wahren, nie beliebig oder prätentiös erscheinen. Ein Spektrum, das nicht zuletzt auch den im FDA des Landesverbands NRW mannigfach vorhandenen Multibegabungen Rechnung trägt. So versteht sich nicht nur der Herausgeber selbst auf die Kunst der Illustration, auch Autorinnen wie Marlies Strübbe-Tewes, Maria Stalder, Angelika Stephan und Renate Dorten bereichern das vorliegende Werk durch ihre kreativen Fähigkeiten als Malerinnen. Es ist gerade

diese gelungene Korrespondenz von Bildern und Texten, vor allem Lyrik und Kurzprosa, die dieses Buch zu einem ausgewiesenen Lektürevergnügen machen.

„Als das Kind Kind war, war es die Zeit der folgenden Fragen. Warum bin ich ich und warum nicht du? Warum bin ich hier und warum nicht dort?“ Kinderfragen, die wir uns als Erwachsene auch immer wieder einmal stellen sollten. Denn auch das Erwachsenenleben ist schließlich alles andere als ein Kinderspiel. Davon legen einige Texte dieses Kompendiums Zeugnis ab, davon, was Kindern von Erwachsenen oft zugemutet wird oder konkret widerfährt: Krieg, Gewalt, Missbrauch. Dinge, die sich in der Erinnerung zu einem schwarzen Knoten auf der Seele zusammenballen, die weitere Existenz bestimmen. Gerade heute beschleicht mich oft das Gefühl, dass Kindern immer weniger Zeit gelassen wird, Kind zu sein, dass die Erkenntnis Huizingas, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spielt, immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Genau aus diesem Grund ist es wichtig, die Texte dieses Buches zu lesen, die aber natürlich auch dem Heiteren und Unbeschwerten Platz lassen. Nicht umsonst ziert ja ein bunter Lebensbaum das Cover dieses E-Books, das ich mir übrigens ebenfalls sehr gut in gedruckter Form vorstellen könnte.

„Als das Kind Kind war, spielte es mit Begeisterung und jetzt, so ganz bei der Sache wie damals, nur noch, wenn diese Sache seine Arbeit ist.“ Die Begeisterung für das Thema nimmt man den Autoren und Autorinnen in jeder Zeile ab und ja, ein solches Buch zu initiieren und auf die Beine zu stellen bedeutet

eine Menge Arbeit. Ganz sicher kein Kinderspiel, aber dafür ein Resultat, das sich sehen und lesen lassen kann. Eine literarische Leistung, die dem FDA in Nordrhein-Westfalen gut zu Gesicht steht und für die ich sämtlichen Beteiligten, allen voran Kay Ganahl, an dieser Stelle herzlich danke.

Siegfried Binder

Das Kind

P. L. war Richter beim Landgericht und näherte sich der Lebensmitte. Er trat nüchtern und sachlich auf, argumentierte stets durchdacht mit wenig Emotion. Er war ledig und wurde deshalb von Kollegen gern auf den Arm genommen. Insgeheim träumte er von dem Einen, dem Erwählten mit den geliebten Wesenszügen und den zündenden, äußeren Reizen. In seinem inneren Auge sah er die ersehnte Gestalt, fieberte sie herbei und fürchtete sie. Er verschwieg und verbarg seine erotischen Fantasien und näherte sich dem Schattenriss seiner Wünsche nur von Ferne, denn er wusste, dass seine Neigungen gesellschaftlich unausgesprochen verfemt sind und er einem Glücksbild anhängt, das beruflich wenig förderlich ist. So durchlebte er einsam glückliche Liebesträume, die in der Realität von ihm erstickt wurden, sich im stillen Kämmerlein aber nicht abweisen ließen. Sie wurden trotz innerer Abwehr eines Tages Fleisch in Gestalt eines zehn Jahre jüngeren Mannes, dem er in einem Cafe gegenüber saß. Er war der Schlüssel, der ihm das verbotene Liebeszimmer öffnete. Wie von Zauberhand fanden sich ihre Augen und sie wurden wehrlose Opfer ihrer geheimen Wünsche. Sie verabredeten sich, trafen sich und liebten sich. Ihre Liebe erschöpfte sich nicht im sinnlichen

Genuss, sie förderte durchaus ihre psychische Reifung auf dem Boden von Vertrautheit, akzeptierter Verschiedenheit, Freundschaft und Treue. Der eine vertrat Kraft, Strenge und Vernunft, der Andere Zartheit, Anmut und Gefühl. Richteramt und Künstlertum ergänzten sich harmonisch. Beide waren sich einig, dass ihre Liebesgemeinschaft nicht enden sollte mit dem Alter oder dem einseitigen Tod, nein, sie sollte wie Sonne und Mond Ewigkeitscharakter haben. Sie ließen sich trauen und den Segen Gottes geben, bezogen eine gemeinsame Wohnung, wandelten im Garten des Glücks und brachen Rosen. Und befürchteten im Stillen, dass es so nicht bleiben werde. Einander genug zu sein, erschien ihnen nicht vollkommen. In Widerspiegelung anderer Paare wurden sie ihrer Armut und Lebensschwäche ansichtig, ausgeschlossen vom Lebenskreis des Werdens und Vergehens, der Utopie des Fortbestehens, des überpersönlichen Lebenssinns, gefesselt an die Lustbarkeiten des Diesseits. Um der bedrückenden Heimlichkeit zu entgehen, verloren sie Maß und Einklang, demonstrierten in aller Öffentlichkeit Sexualität und merkten selbst, dass solche Liebe ein schnell erlöschendes Licht ist. Sie begannen zu diskutieren, ob die Annahme eines Kindes der Ausweg ihres Dilemmas sein könnte. Der Gedanke, ein Kind zu adoptieren, stürzte sie in die Ambivalenz von Hoffnung

ohne Angst und gebar zugleich die Angst, ihre Hoffnungsvision könnte scheitern. Beide sahen sich als biologische Opfer an und konnten sich damit nicht abfinden. Es erschien ihnen unmenschlich und grausam, darauf verzichten zu sollen, was anderen von der Natur geschenkt wird. Vom geheimen Neid zerfressen, dass andere haben, wozu sie nicht befähigt sind, entschlossen sie sich letztendlich, sich ein Kind zu schenken. Für den Richter war es nur eine Frage der Zeit, bis der Gesetzgeber unter dem Wertekodex von Gerechtigkeit, Gleichheit und Humanität alle Formen der Reproduktion von Menschen zulassen, das Recht auf ein Kind festschreiben und deshalb menschliche Reproduktionsinstitute einrichten würde. Er kannte die gegenwärtigen Möglichkeiten des Erwerbs eines Kindes über die Reproduktionsmedizin. Man musste die Eizelle einer Frau kaufen, sie mit dem eigenen Samen befruchten und sie in die Gebärmutter einer anderen Frau, einer sogenannten Leihmutter, einpflanzen lassen. Das Angebot von Eizellen ist groß. Richter und Künstler wählten in Katalogen aus einer Vielzahl von Spenderinnen nach Alter, Gesundheit, Größe, Haarfarbe, Aussehen und Intelligenzquotient die Geeignetste aus und pachteten für zehn Monate den Bauch einer rumänischen jungen Bauersfrau. Um nicht entscheiden zu müssen, wer der biologische Vater des Kindes sein soll, drehten sie das Glücksrad. Richter und

Künstler mischten ihr Ejakulat, sodass sich beide als Erzeuger des Kindes vermuten durften. Der Kindeskauf war noch illegal und sehr teuer, aber erfolgreich. Nach zehn Monaten wurde dem Paar das bestellte Kind ausgehändigt. Es war ein Junge, die rumänische Leihmutter hatte im Einvernehmen mit ihren Kunden dem Kind den Namen Winfried eintragen lassen und war vor Gericht bereit, es zur Adoption frei zu geben.

Jeder Zauber entzaubert sich schnell. Der Künstler wurde Hausmann und versorgte das Kind, der Richter sicherte das materielle Wohlergehen der Familie. Winfried war ein problematisches Kind. Als Säugling nervte er mit untröstlichem Schreien. Er nässte über die Zeit ein und entwickelte sich motorisch und sprachlich verzögert. Im Kindergarten war er Einzelgänger. Er zog sich zurück, spielte für sich allein, schlug, kratzte und biss andere Kinder grundlos. Dabei unterzogen seine Eltern ihn einer strengen Zucht, verhaltenstherapeutisch ausgerichtet mit Lob für erwünschtes Verhalten und negativen Konsequenzen für unerwünschtes Verhalten. Die Eltern ließen sich von einer Kinderpsychologin beraten. Die gab nach ausgiebigen Gesprächen und Tests zu verstehen, dass zwischen Winfried und keinem seiner primären Bezugspersonen eine symbiotische Beziehung bestehe, die für eine gesunde Reifung und Entwicklung eines Kindes Voraussetzung sei. Beide Männer lebten wohl

mehr für die eigenen als für die Bedürfnisse des Kindes. Dem Kind mangele es an mütterlich-weiblichem Liebesüberfluss und zwischenmenschlichem Einssein. Winfried festigte nicht, sondern entzweite ihre Partnerschaft. Richter und Künstler warfen sich gegenseitig erzieherisches Fehlverhalten, unzureichende Fürsorge und mangelnde emotionale Wärme vor. Nach der Phase wechselseitiger, emotional aufgeladener Schuldzuweisung verdrängten sie die Diagnose der Psychologin von fehlender selbstloser Liebe und erklärten sich die Fehlentwicklung von Winfried mit erblicher Veranlagung. Um den Schuldigen herauszufinden, ließen sie ihre DNA und ihren Samen analysieren und waren über das Untersuchungsergebnis schockiert. Keiner von ihnen war und konnte der biologische Vater von Winfried sein. Beide Männer seine mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit infertil. Weitere Nachforschungen nach dem biologischen Erzeuger blieben ergebnislos. Um zur eventuellen Alimentation nicht herangezogen zu werden, hatte der Spender des Samens seine Personalien nicht preisgegeben. Die Leihmutter machte geltend, Winfried sei weder menschlich noch juristisch ihr Kind und wurde mit dieser Auffassung gerichtlich bestätigt. So stand am Ende fest, dass Winfried zwar ein Mensch, aber wie in einer Phiole gezeugt, mithin ein biochemisches Produkt ohne menschlichen Herkunftsnachweis sei. Die Partner

weigerten sich, das Kukuksei unter Berücksichtigung der eklatanten Mängel weiter aufzuziehen, machten die Adoption rückgängig und schoben Winfried in ein Waisenhaus ab. Dort fragte keiner nach Mutter und Vater, nach Herkunft und Schicksal.

Das Heim stand in der Trägerschaft einer Freikirche. Es beherbergte zwanzig Mädchen und Jungen, die von Nonnen betreut wurden. Das Leben im Heim war nach einem festen Tagesrhythmus geordnet. Die Zeiten von Leistung und Freisein, von Spiel und Pflicht, von Besinnung und Fröhlichkeit waren ausgewogen. Jedes Kind hatte ein eigenes Zimmer, Gemeinschafts- und Individualanspruch wurden gleich gewichtet. Für Winfried war eine Bezugsschwester verantwortlich. Schwester Esther war eine dynamische, verständnisvolle und warmherzige Erzieherin von 36 Jahren. Zwischen ihr und Winfried entwickelte sich in kurzer Zeit eine gefühlsinnige Beziehung. Nach wenigen Monaten hatte Winfried alle Störsymptome abgelegt und trat als aufgeschlossener, kontaktfreudiger Junge in Erscheinung. Er wurde altersgerecht mit sechs Jahren eingeschult und erwies sich als intelligenter Schüler mit guten Leistungen. Er gewann Vertrauen und Ansehen bei seinen Mitschülern und wurde von ihnen zum Klassensprecher gewählt. Mit acht Jahren erkrankte Winfried an einem Infekt. Er bekam hohes Fieber. Schwester Esther umsorgte ihn. Eines abends

setzte sie sich wie üblich auf seine Bettkante und flößte ihm Medizin ein. Sie wollte gerade von ihm gehen, da bat er: „Bleib bei mir!“ Seine Augen waren geschlossen. Schwester Esther zögerte einen Augenblick, dann huschte sie zu ihm unter die Bettdecke und nahm ihn in ihre Arme. Winfried schmiegte sich ans sie und fragte: „Bist du meine Mama?“ Schwester Esther flüsterte ihm zu: „Ja, das will ich sein.“ Winfried schlief lächelnd ein. Er wusste nun nicht nur, was eine Mama ist, er hatte tatsächlich eine Mama. Beide ließen einander nicht los. Mehrmals in der Woche erschien spätabends Esther bei Winfried und legte sich zu ihm ins Bett. Manchmal schlief Winfried gleich ein, manchmal erzählte er ihr von seinen Tageserlebnissen, bis ihm die Augen zufielen. Die Heimleitung sah diese Beziehung mit Wohlwollen und mit Sorge. Die Heimordnung bestimmte, dass die Kinder mit 14 Jahren das Heim verlassen und in eine andere Einrichtung der Stiftung verlegt werden müssen. Winfried erfuhr von dieser Regelung sehr spät. Er wollte und konnte sich nicht vorstellen, dass er von Schwester Esther getrennt werden könnte. Der Heimleitung war sehr wohl bewusst, wie belastend ein Beziehungsbruch für einen Vierzehnjährigen ist. Winfried erkundigte sich in dieser Zeit öfter, wer denn seine leiblichen Eltern seien. Schwester Esther brachte es nicht über sich, ihm offen von seiner Herkunft zu berichten. Auf seine Fragen

reagierte sie mit Ausreden, vertröstete ihn auf eine bessere Gelegenheit oder lenkte auf ein anderes Thema ab. Winfried gab sich damit zufrieden, denn er vertraute ihr.

Am Tag, als Winfried das Internat vorgestellt wurde, in das er ziehen sollte, saß er vor dem Schreibtisch im Dienstzimmer der Heimleiterin. Seitlich hinter seinem Rücken hatte Schwester Esther Platz genommen. Die Leiterin, Schwester Theresa, fand lobende Worte für Winfried und pries das Internat an, in das Winfried verlegt werden sollte. Er werde dort schulisch intensiver gefördert, könne das Abitur ablegen, werde sicher neue Freunde gewinnen. Im Internat gebe es mehr Freiheiten, mehr Interessengruppen, mehr Außenkontakte. Sie wünsche ihm alles Gute für sein weiteres Leben und Gottes Segen. Winfried schwieg. Kein Wort kam über seine Lippen. Er drehte sich zu Schwester Esther um und blickte sie mit großen Augen fragend an. Die hockte gebückt auf ihrem Stuhl und verbarg ihr Gesicht in den Händen ihrer auf den Knien aufgestützten Arme. Sie weinte lautlos. Winfried rief leise klagend und Hilfe heischend: „Mama, Mama!" Sie rührte sich nicht. Er wendete sich der Heimleiterin zu: „Ich möchte zu meinen Eltern." Schwester Theresa nahm die Personalakte des Jungen zur Hand. Sie blätterte Seite nach Seite um, las jedes Blatt, hob schließlich den Kopf und teilte mit traurigem Unterton

dem Knaben mit: „Es lässt sich nicht feststellen, wer deine Eltern sind. Zwei Männer haben dich als Baby adoptiert, dann aber nach drei Jahren zu uns gegeben und sich anonymisieren lassen." Sie schob die Akte zu Winfried und wies auf ein Foto: „Es scheint mir, dass dieses Foto einen der Männer abbildet. Es ist wohl versehentlich in deine Akte geraten." Winfried sog das abgebildete Gesicht des Mannes in sich auf. Dunkles Haar, hohe Stirn, stechende Augen, schmales Gesicht, abstehende Ohren, überlange Nase, schmale Lippen, hervorspringendes Kinn. Winfried richtete sich auf und verließ grußlos das Zimmer.

Bis zu seiner Verlegung ins Internat mied er Schwester Esther. Ohne Abschied von ihr zu nehmen, bezog er seine neue Unterkunft. Im Internat nahm er am Unterricht und allen obligatorischen Veranstaltungen teil. Er hielt sich verschlossen, abweisend und unzugänglich, mied soziale Kontakte und blieb einsilbig. Während seiner Freizeit lag er apathisch im Bett und starrte auf die Zimmerdecke. Es gärte in ihm. Er fühlte sich in dieser Welt ungewollt und verstoßen als unnützes, ungeliebtes Zufallsprodukt. Aus tiefer Gekränktheit und existentieller Not flüchtete er sich träumerisch in das Leitbild des Mannes, der sich mit Mut und Kraft beweist, gefährliche Situationen besteht und Bewunderung genießt. Dabei quälte ihn mehr zu leben als zu sterben. Der Tod im Kampf schwebte ihm

als Erlösung vor. Selbst geschlagen, wurde er vom Bedürfnis getragen, seinerseits zu zerschlagen. Er brach oft in der Dunkelheit auf, zerkratzte Autos, zerlegte Bänke im Park, bewarf Straßenlaternen mit Steinen. Er spürte, dass in ihm etwas Dunkles, Dämonisches und Finsteres wohnte, konnte es aber nicht orten. Er empfand sich deshalb auch nicht als Ungeheuer, denn in ihm brannte zugleich ein unerfülltes Sehnen. Dann stiegen in ihm Erinnerungen auf, die er vergessen wollte. Er meinte, die Körperwärme von Schwester Esther real zu fühlen und ihre liebevolle Stimme zu hören. Es war wie Sphärenmusik aus einer fernen und vergangenen Welt, in die er sich verlor.

Eines Tages sah Winfried während einer Sportpause zufällig in einer ausliegenden Tageszeitung ein Foto, auf dem Bundesrichter bei der Verkündigung eines Urteils abgebildet waren. Einer der Richter glich dem Mann aus seiner Akte. Winfried ergriffen Unruhe und Gespanntheit. Es zog ihn magnetisch zum Gerichtshof. Dort konnte er ohne viel Mühe den Namen des Richters erkunden und erreichen, bei ihm vorgelassen zu werden. Er stellte sich diesem bekannten und wichtigen Mann unbeholfen vor.

„Ich bin Winfried K., ihr ehemaliger Adoptivsohn."

„Winfried K., das sagt mir nichts."

„Aber Sie haben mich doch mal adoptiert."

„Junger Mann, was wollen Sie eigentlich von mir?"

„Ich dachte nur – vielleicht wissen Sie, wer meine Mutter ist."

„Woher soll ich das wissen. Woher soll ich wissen, wer Sie sind. Ich kenne Sie nicht und habe mit Ihnen nichts zu tun."

„Aber in meiner Akte …"

„Nein, nein. Es gibt keine Akte. Da war mal was, aber das geht Sie nichts an. Meine Biografie ist sauber, das können Sie mir glauben. Ich muss das Gespräch auch beenden, in einer Stunde fährt mein Zug nach Straßburg."

Der Richter stand auf und nickte dem Jungen zu. Winfried ließ sich verdattert von ihm zur Tür begleiten. Vor dem Gerichtsgebäude kam er zur Besinnung und begriff, was ihm wieder einmal widerfahren war. Er hatte die Verkörperung seines Unglücks gesehen, die Schlange, die sein Leben vergiftet. Ihn überschwemmte Hass. Er hatte nur den einen Gedanken: Er darf nicht leben, weil auch ich nicht leben kann. Es ist kein Unrecht, nur einer von uns hat Platz auf dieser Erde.

Jeder wird verstehen, es ist mein Recht und ist Gerechtigkeit, weil er ein Nichts aus mir gemacht hat. Nur sein Tod wird mich zu menschlicher Ebenbürtigkeit erheben.

Es war für Winfried kein Problem, ausfindig zu machen, mit welchem Zug sein Hassobjekt nach Straßburg fahren wollte. Winfried hielt sich auf dem Bahnsteig versteckt und erspähte kurz vor Ankunft des Zuges den Elenden. Das Gedränge auf dem Bahnsteig war groß. Er zwängte sich möglichst unauffällig in die Nähe des Richters und platzierte sich hinter dessen Rücken. Die Ankunft des ICE wurde angekündigt. Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein. Winfried hatte für sein Vorhaben eine günstige Position. Er plante, dem Richter zur rechten Zeit einen Stoß so zu versetzen, dass er stolpernd auf die Gleise fallen und vom Zug überfahren werden würde. Der Zug rollte ein. 50 Meter, 30 Meter, 10 Meter. Winfried schob sein linkes Bein vor die Füße es Richters und warf einen kurzen Blick nach rechts und links. Keiner beachtete ihn. Der Gehasste stand kurz vor der weißen Abstandslinie, gerade richtig. Winfried setzte zum Stoß an, da umarmte ihn jemand von hinten und eine ruhige und weiche Stimme raunte ihm zu. „Ich habe eine wundervolle Nachricht für uns!" Winfried drehte sich erschrocken um. Vor ihm stand Schwester Esther, etwas kleiner als er und strahlte. „Komm, gehen wir nach Hause. Mein Orden hat mir die

Erlaubnis erteilt, dass wir in eine gemeinsame Wohnung ziehen. Ich bin schließlich deine Mama."

Zwei Tage später saßen Esther und Winfried am Frühstückstisch. Sie reichte ihm schweigend eine Zeitung und deutete auf eine fettgedruckte Schlagzeile: Bundesrichter P. L. bei Verkehrsunfall in Straßburg tödlich verunglückt.

Maria Stalder

Der Lutscher

Im Hinterhof eines grauen Miethauses hatte der Eigentümer ein geräumiges Zwischenlager für vielerlei Süßwaren. Jan lebte mit seinen Eltern in diesem Haus. Täglich beobachtete er Herrn Freund beim Ein- oder Aufladen der verlockenden, süßen Waren.

Dauerte Jan das Warten auf die heiß ersehnte Süßigkeit zu lange, fragte er verschmitzt lächelnd: „Doofer Herr Freund, bekomme ich gleich einen Lutscher von dir?". Herr Freund, der eigentlich sehr kinderlieb war, nahm dies immer verärgert auf und machte knurrend seinem

Unmut Luft, indem er antwortete: „Sag` nicht immer doofer Herr Freund zu mir".
So kam Jan nicht immer zu einer Leckerei, auch wenn er Herrn Freund einen „guten Tag" zurief, ihm fröhlich auf dem großen Hof zuwinkte oder ihn erwartungsvoll anstrahlte.

Eines Tages stand Jan sehr lange bei Herrn Freund, schaute ihm schweigend bei der Arbeit zu.
Ab und zu hörte man ein leises Geräusch beim Aufstapeln der süßen Köstlichkeiten. Sonst blieb es still.
Da vernahm man die helle Stimme von Jan:"Herr Freund, ich sag` nicht mehr doofer Herr Freund zu dir. Bekomm` ich dann einen Lutscher ?"
Eine große Pause entstand, denn Herr Freund unterbrach abrupt seine Tätigkeit. Seine Miene verfinsterte sich. Er schaute in das fröhliche Kindergesicht mit dem wartenden, hoffenden Blick. Langsam entspannte sich sein Gesicht. Etwas Unverständliches vor sich hin brummend, nahm er einen bunten Lutscher aus einem Karton und übergab ihn schweigend Jan. Sein Gesicht wurde freundlich, seine Züge weich. Spontan legte er väterlich seine Hand auf die Schulter des kleinen Jungen. Dieser nahm freudig den Lutscher entgegen.

Während Herr Freund sich schnell wieder seiner Arbeit zuwandte, hüpfte Jan, die Trophäe stolz in der Hand, durch den Hof. Als er schon eine gewisse Entfernung erreicht hatte, blieb er stehen, wandte sich nochmals in die Richtung, aus der er gekommen war und rief laut über den Hof „Danke, doofer Herr Freund, ich sag` auch nicht mehr doofer Herr Freund zu dir" und lief lachend davon.

Kay Ganahl

Berthilde und der kleine Otto

Nachdem Berthilde sich endlich einmal in einer Stadt niedergelassen hatte, zur Miete wohnte und sich einigermaßen wohl zu fühlen begann, da besuchte sie der kleine Otto, ein besonders lebhafter, etwa 6 Jahre alter Junge aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Als „kleiner Dicker" war er bei den Nachbarsjungen verschrien, die keine Gelegenheit ausließen, ihn zu ärgern.
Er hatte in den letzten Tagen angefangen Berthilde anzuglotzen, sobald sie draußen im Vorgarten arbeitete. Heute stattete er ihr einen Besuch ab, um sie anzubetteln. Süße Lutscher hatten es ihm angetan!

Gern zog er wegen solcher Betteleien durch die Nachbarschaft in der Zeus-Straße.

Mit einem netten, breiten Grinsen trat er vor Berthilde hin. Sie lächelte verständnisvoll, ließ ihn mit einem „He, der Kleine ist wieder da, grüß‘ Dich!“ in ihre Wohnung. Dann setzte sie ihn auf einen Schemel im Flur nahe ihres alten, teildefekten Personalcomputers, für den sie immer noch nicht den passenden Ort in der Wohnung gefunden hatte, obwohl sie hier schon rund ein Vierteljahr zu Hause war.
Sie stellte sich dann mit in die Seite gestemmten Armen vor dem Jungen auf.
„Ich hab‘ jetzt keinen Lutscher für Dich, Kleiner!“ Das teilte Berthilde dem Jungen freundlich mit, der missbilligend seinen Mund verzog. „Dafür kannst Du etwas aus dem Hahn haben – kaltes Wasser, was sagst Du dazu?“

Der kleine Otto sprang sofort auf und gierte nach dem kühlen Nass, denn die hochsommerlichen Temperaturen machten ihm schwer zu schaffen. Berthilde führte ihn in die Küche, wo sie den Wasserhahn der Spüle aufdrehte. Otto hielt seinen Mund in den Wasserstrahl und jubelte geradezu, während er trank.
„Das ist gut, was?“ fragte sie ihn. Er nickte schnell.

„Reicht das jetzt nicht …?!“ Aber er blieb unter dem Hahn, trank und trank. Nach ein paar Minuten hatte er genug.

„Das Wasser in der Straße ist schlecht!“ behauptete er plötzlich und trat Berthilde vor das rechte Schienbein, so dass sie aufschreien musste. Der Schreck war groß.
„Nein, das ist in Ordnung! - Was soll das jetzt, Junge?!“ Sie rieb ihr Schienbein, musste sie doch einen stechenden Schmerz ertragen.
„Du bist böse!“ schrie Otto die nette Berthilde an. „Du hast meinen Vater auf dem Gewissen! Du warst seine Freundin! Er musste für Dich viel Geld zahlen!“ Die Stimme des Jungen überschlug sich. Sehr zornig geworden, hielt er Berthilde einen hölzernen Kochlöffel unter die Nase, so dass sie es kurz mit der Angst zu tun bekam.

Sie besann sich auf ihre Willenskraft und Autorität als erwachsene Person, um diesem kleinen Menschen resolut zu begegnen:
„Was ist denn das für ein Unsinn!?“
„Mein Vater hat für Dich viel Geld gezahlt!“
„Deinen Vater kenne ich gar nicht, er kennt mich auch … nicht!“ rief sie den Jungen an, der zurückschreckte. Er landete mit seinem Allerwertesten auf einem der Küchenstühle, die vom Edeldesigner The Camel

stammten, für den Berthilde seit Jahrzehnten schwärmte.
„Mir ist so heiß …", stellte der Junge fest und wischte mit einem Taschentuch den Schweiß aus seinem Gesicht.
„Was hat Dir Dein Vater erzählt?" fragte jetzt Berthilde, die der Sache auf den Grund gehen wollte.
„Du warst mit ihm zusammen … Jahre …, aber dann hast Du ihn verlassen. Danach war er böse mit Dir, jetzt ist er das noch!" erzählte Otto aufgeregt.
„Wie heißt Dein Vater mit Vornamen … etwa Norbert Friedensreich Holger?"
„Ja, glaube ich schon …" – Der kleine Otto starrte zu Boden. Er erstarrte.

Berthilde setzte sich neben ihn, um ihn genauer zu beobachten und besser einzuschätzen. Dieses Kind machte ihr ganz überraschend Probleme.
Sie hatte ja einen Menschen mit diesen Vornamen vor vielen Jahren gekannt, ihm aber dann einen Tritt zum Abschied verpasst, weil er wegen irgendeiner schrägen Sache in Haft gekommen war.
Sie sprach dann wieder: „Junge, Du hast da ja was ganz Komisches gesagt" Dann schloss sie erst einmal, denn die Sache musste sie sich gründlich durch den Kopf gehen lassen.

„Geh‘!“ forderte sie Otto auf, der sofort aus der Wohnung rannte. Die Wohnungstür ließ er in der Eile auf.
„Beim nächsten Mal kriege ich wieder einen Lutscher!“ So rief er, während er zur Tür zurück rannte, um sie mit Wucht zuzuknallen!

Ein paar Tage später begegnete ihr der Junge auf dem großen Parkplatz des Einkaufszentrums, wo sie nachmittags ihre Lebensmittel einkaufen wollte.
Der kleine Otto brüllte sie hemmungslos aus der Distanz von rund 20 Metern an, er war an der Hand eines Erwachsenen zu sehen, der Berthilde bekannt vorkam. Sie hielt kurz inne und beeilte sich, zu den Einkaufswagen zu gelangen. Dann schoss sie in den eher kleinen Konsumtempel.

„Der Kleine ist ein Risikofaktor geworden“, entfleuchte es ihr, als sie vor den Regalen mit Milchprodukten stand.
Während der unschlüssigen Betrachtung der Regalwaren ergab sie sich dem Nachdenken über das Otto-Problem, der ja durchaus ihr Sohn sein konnte – vom Alter her gesehen. Ein Sohn, den sie nie kennen gelernt hatte.

So ein bisschen meldete sich bei ihr das Gewissen: „Sohn, Sohn, … Sohn!?“ Jetzt musste sie aufpassen, sich nicht in quälenden Gedanken zu verlieren.
Wo war denn dieser Otto gerade? Auch in das Zentrum gegangen?

Als sie mit Einkaufswaren bepackt vor ihrem Haus stand, da vernahm sie im Rücken plötzlich einige Flüche, die offenbar ihr galten, weshalb sie am liebsten gleich in ihre Wohnung gegangen wäre, um nicht in eine unbequeme Lage zu geraten. Aber sie blieb stehen, weil sie sehr neugierig war!
Die Stimme desjenigen, der die Flüche rief, kam ihr ziemlich bekannt vor. Sie ahnte Übles.
Alsdann drehte sie sich zu der kleinen Personengruppe um, die sich versammelt hatte und dann viele Flüche gegen sie ausstieß, weshalb sie diese Menschen allesamt gern mit einer Handbewegung in Richtung Mond befördert hätte.

„Bitte, was veranlasst Sie dazu, mich anzufeinden??“ fragte Berthilde aufgebracht. Dann erkannte sie den kleinen Otto an der Hand eines Mannes, der ihrem Ex „Die freche Schnauze“, so sein damaliger Spitzname, extrem ähnelte. Bald war sich Berthilde sicher, diesem Menschen gegenüber zu stehen.

„Friedensreich!!! Was soll das jetzt?“ rief sie den als ihren Ex identifizierten Mann an, der Otto an seine rechte Seite drückte, als hinter ihnen, etwas weiter weg, eine politische Demonstration mit skandierenden Menschen vorüberzog. Die Demo lenkte Berthilde ab. Sie beobachtete diese Szene, jedoch nicht lang. „Du Miststück wirst mich kennen lernen!“ musste sie sich anhören. Dann wurde sie von hinten in den Rücken getreten, so dass sie nach vorne stürzte. Klein-Otto trampelte auf Berthilde herum. Gedemütigt und von Schmerzen gepeinigt, versuchte sie jetzt aufzustehen, um sich zu wehren, weshalb der Junge zur Seite fiel. Aber wieder wurde sie getreten; dieses Mal war es eine Frau, anscheinend die neue Gattin ihres Ex.

„Du bist abgehauen und hast ihn mit Otto allein gelassen, Du widerwärtiges Stück Scheiße!“ schrie die Frau, während Berthilde auf ihre wackeligen Beine zurückfand. Natürlich suchte Berthilde das Weite … einige Meter mussten es sein.

„Unglaublich, was hier passiert! Aufhören damit, sofort, sonst werde ich die Polizei rufen!!!“ rief Berthilde endlich. Kind und Stiefmutter sowie Ex hörten dann auch wirklich auf, sie mit Tritten und Worten zu traktieren.

Mittlerweile hatte diese Begegnung, besser gesagt Attacke für einiges Aufsehen gesorgt, mehrere Passanten eilten Berthilde zur Hilfe, die froh war, jemanden an ihrer Seite zu wissen. Doch jetzt legte Friedensreich richtig los: „Ich fordere von Dir …" hatte er schon angehoben, als ein Mann in einer blauen Uniform zu Berthilde kam, um sie nach ihrem Befinden zu fragen. Er nahm sie sofort in Schutz gegen die Aggressivität von Ottos Familie. „Auf der Stelle unterlassen Sie die Gewalthandlungen gegen diese Person!" forderte er unmissverständlich von ihnen.

Und Berthilde vernahm ein kleinlautes „Ja." von Friedensreich.

Marlies Strübbe-Tewes

Phillip und das Ungeheuer

Der kleine Phillip drehte sich in seinem Bett von einer Seite auf die andere. An diesem Abend konnte er einfach nicht einschlafen. Er hörte den lauten Fernseher seiner Eltern, die im Wohnzimmer saßen. Er vernahm auch das vertraute Rauschen der nahen Straße. Vom Fenster seines Kinderzimmers konnte er in den großen

Vorgarten mit den zwei hohen Bäumen schauen. Dann kam die Straße, die den ganzen Tag brummte und summte. Heute Abend war da aber noch etwas: Der Rollladen vor seinem Fenster klapperte ununterbrochen, einmal leise und dann lauter und heftiger.
Phillip lauschte. Es schien ihm, als wolle der Rollladen etwas sagen, ihm etwas zuflüstern, und weil er, Phillip, es nicht verstand, wurde der Rollladen immer lauter. Da, da war es wieder, erst leises Klappern, dann heftiges Klackern. Und jetzt – klopfte da nicht jemand von außen gegen die Scheibe? Ängstlich starrte Phillip auf das Fenster in seinem Zimmer. Nichts. Durch den unteren freien Spalt blickte er in die dunkle Nacht hinein. Seine Mutter zog den Rollladen nie bis zum unteren Ende des Fensters herunter. Immer ließ sie ein Stück frei. Vom Bett aus konnte Phillip den Himmel sehen. Manchmal beobachtete er die Sterne, den Mond und manchmal die Wolken. Heute war es nur dunkel, fast schwarz draußen.
Jetzt klapperte der Rollladen wieder und dieses Mal ganz besonders laut! Phillip zog sich sein Kissen über den Kopf und presste seine Nase in die Matratze. Er wollte nicht zuhören und schon gar nicht mit einem Rollladen reden! Es klopfte, drei Mal, er hörte es ganz deutlich – trotz des Kopfkissens über seinen Ohren. Sein Atem ging schneller und er spürte ein

merkwürdiges Kribbeln auf seinem Rücken. Tief atmete er ein. „Nein", dachte er, „es gibt keine sprechenden Rollläden! Es macht bestimmt der Wind draußen, dass er klappert." Vorsichtig zog er das Kissen von seinem Kopf. „Wenn ich den Rollladen bis unten hin ziehe, dann ist er bestimmt ruhig", beschloss er. Phillip setzte sich auf die Bettkante und beobachtete das Fenster. Es gab nichts Besonderes zu entdecken. Langsam stand er auf, ging zum Fenster und da passierte es: Zwei grüne Augen funkelten ihn an! Phillip schrie, ein langer, langer, spitzer Schrei. Er schrie noch, als Vater und Mutter in sein Zimmer stürzten. „Phillip, Phillip, was ist los?" Die Mutter war bei ihm, nahm ihn in die Arme, drückte ihn. Ihre Hand fuhr beruhigend über seinen Kopf und seinen Rücken. „Ein Monster", stammelte er „ein Monster … es klebt an meinem Fenster!" – „Es gibt keine Monster", die Mutter lächelte. „Komm, beruhige dich, du hast bestimmt nur schlecht geträumt."
Doch Phillip hatte nicht geträumt, er hatte es gesehen, ganz deutlich hatte er das Monster mit den grünen Augen gesehen! Die Eltern glaubten ihm nicht. Schließlich zog der Vater den Rollladen hoch, öffnete das Fenster und blickte nach draußen. An seine Mutter geklammert blickte auch Phillip nach draußen. Er spürte den Wind am offenen Fenster und sah, wie die Äste und Zweige der Bäume hin- und her schwankten. Er sah das blasse Licht der Straße und den dunklen Himmel. Sonst

nichts. Nirgendwo waren grüne Monsteraugen zu sehen.
An diesem Abend und an den folgenden wurde der Rollladen bis zum unteren Fensterrand gezogen. Phillip schlief schlecht. Immer wieder musste er an die grünen, funkelnden Augen denken. Ganz gewiss gehörten sie zu einem schrecklichen Ungeheuer. Doch mit der Zeit verschwanden die Erinnerung und mit ihnen die Angst. Eines Tages bat Phillip die Eltern, wieder ein Stück Fenster frei zu lassen, damit er den Himmel sehen könne.
Tief in der Nacht war es, als Phillip von einem klagenden Geräusch geweckt wurde. Er rieb sich die Augen, und – da waren sie, die Monsteraugen, ganz dicht an der Scheibe! Phillip schrie, doch dieses Mal waren die Eltern nicht sofort zur Stelle. Er kroch unter seine Bettdecke und rollte sich ein. Ängstlich wartete er. Sollte er schnell zu den Eltern ins Schlafzimmer laufen? Aber dann musste er am Fenster vorbei. Er wusste nicht, was er tun sollte. Starr verharrte er. Nichts geschah. „Das Monster ist draußen und kann nicht herein, es kann nicht durch die Scheibe kommen", dachte er schließlich. Vorsichtig blinzelte er unter seiner Bettdecke hervor. Wie erstaunt war er, als er ein Stück von einem nächtlichen Himmel sah ohne Monsteraugen. Jetzt saß Phillip aufrecht im Bett, er war hellwach. „Wenn ich schreie, verschwindet das Ungeheuer",

dachte er, „vielleicht hat es auch Angst vor mir …“
Vorsichtig stand er auf und lugte durch den Spalt, keine funkelnd grünen Augen waren zu entdecken. Am nächsten Morgen berichtete er seiner Mutter, dass das Monster wieder bei ihm am Fenster gewesen sei.
„Phillip“, die Stimme seiner Mutter klang streng, „es gibt keine Monster, das weißt du. Und hör bitte auf, solch einen Unsinn zu erzählen. Alle Ungeheuer sind Erfindungen von Erwachsenen!“
Phillip wusste es besser, und er beschloss, nicht mehr mit seiner Mutter darüber zu reden. Am Abend blieb er lange wach und wartete auf das Monster. Es kam nicht, auch nicht am nächsten Tag und nicht am übernächsten. Dann war es wieder da! Klagelaute weckten Phillip. Wie aus weiter Ferne drangen sie zu ihm. Philipp nahm sich fest vor, dieses Mal nicht zu schreien. Sein Blick wanderte zum Fenster: Ja, da waren sie wieder, diese grünen Augen. Sie bewegten sich auf und ab. Sie stießen gegen den Rollladen, dann blieben sie unten. Phillip verharrte eine Weile. Dann fasste er all seinen Mut zusammen. Vorsichtig stand er auf. War das Ungeheuer fort? Er blinzelte durch den Spalt auf die Außenfensterbank. Nein, es war nicht fort, es lag direkt vor ihm. Lange betrachtete er es, dann lächelte er. Vorsichtig zog er den Rollladen nach oben. Husch – sprang das Ungeheuer davon.

Am nächsten Abend, als die Eltern ihm eine gute Nacht gewünscht hatten, zog Phillip leise den Rollladen ganz hoch. Er öffnete das Fenster und stellte auf die Fensterbank eine kleine Dose, von der er den Deckel entfernt hatte. Aus seinem Sparschwein hatte er heimlich Geld genommen und dafür im Supermarkt viele dieser kleinen Dosen erhalten. Jetzt wartete er auf das Monster. Es funktionierte. Schon bald sprang es auf die Fensterbank und verschlang den Doseninhalt.
„Momo", flüsterte Phillip, „ich werde dich Momo nennen". Als Phillips Hand jedoch nach Momo griff, sprang dieser in einem weiten Satz in den nahen Baum und verschwand.
Am nächsten Abend stellte Phillip wieder eine Dose mit Futter auf die Fensterbank. Er brauchte nicht lange auf Momo warten. Phillip freute sich. Nur die Kälte war unangenehm, da das Fenster auf stand.
„Momo, ich bin dein Freund, du kannst bei mir einziehen", sagte Phillip nach ein paar Tagen und strich über Momos Kopf. Von seinem Taschengeld hatte er einen blanken Futternapf gekauft, den er nun mit dem Doseninhalt an sein Bett stellte. Momo verstand die Aufforderung und sprang ins Zimmer. Philipp schloss das Fenster und ging zu Bett. Als Momo seine Schale blank geleckt hatte, hob Phillip seine Bettdecke an, Momo folgte der Einladung. Phillip streichelte sein

weiches Fell. Momo kuschelte sich an und schnurrte behaglich. Glücklich schlief Philipp ein.
Seine Mutter schrie, als sie am anderen Morgen in ein grünes Augenpaar blickte. „Mama", sagte Phillip streng, „du musst nicht schreien. Du weißt doch, es gibt keine Ungeheuer. Dies ist Momo, mein geliebtes „Katzenmonster".

Maria Stalder

Kinder

Kinder
spielen gerne

Viele Erwachsene
übersehen es.

Man weiß nicht
warum.

Kay Ganahl: „Kinderzimmer“, 1997

Regina E.G. Schymiczek

Die Augen der Madonna

Johannes drängelte sich durch die Menschenmenge, die sich bereits am Weg gebildet hatte. Da er für seine 12 Jahre recht groß war, gelang ihm dies sehr gut. Nun stand er in der ersten Reihe und blinzelte in die Mittagssonne. Es war ein schöner, warmer Apriltag im Jahre des Herrn 1041.
Kaspar, der Junge, der die Schweine des Ortes hütete, war von Haus zu Haus gerannt und hatte überall verkündet, dass Soldaten der Äbtissin ausgerückt waren und nun den Tross eines Adeligen zum Stift eskortieren würden. Die meisten Dorfbewohner hatten sofort alles liegen und stehen gelassen und waren zum Eingangstor des Stiftes geeilt. Da war er mitgelaufen.

Johannes, seine Eltern und seine zwei Jahre ältere Schwester Maria wohnten erst seit kurzem in Astnide. Nachdem sein Haus in einem Dorf in der Grafschaft Mark zweimal niedergebrannt und geplündert worden war, hatte Johannes‘ Vater beschlossen, sein Glück woanders zu suchen und war nach Astnide gezogen, der kleinen Siedlung, aus der in späteren Jahrhunderten einmal die Ruhrmetropole Essen werden soll. Hier hoffte er nun, im Schatten des mächtigen und weithin berühmten Damenstiftes seine Töpferei in

Frieden führen und für seine Familie ein Auskommen finden zu können.
So war es also das erste Mal, dass Johannes den Einzug einer neuen Stiftsdame erlebte. Er hatte noch nie Adelige aus der Nähe gesehen und war sehr gespannt.
„Kannst du schon was sehen?"
Neben ihm war Mathilde aufgetaucht, die blondgelockte Tochter des Müllers. Sie musste in seinem Alter sein. Johannes hatte sie schon sonntags in der Kirche gesehen – und konnte danach kaum noch woanders hinschauen.
„Ja, da kommen sie!"

In der Ferne waren einige Reiter und zwei schwer beladene Wagen zu erkennen. Die Menschen fingen an zu jubeln und zu winken. Dann waren sie da.
Angeführt von ihrem Hauptmann kamen zunächst die Soldaten der Äbtissin auf ihren kräftigen Pferden. Dann folgten zwei fremde bewaffnete Reiter, denen sich ein großer Mann auf einem kohlschwarzen Hengst anschloss. Der Mann trug kostbare Kleidung, und das Zaumzeug seines Pferdes war mit Silber beschlagen. Johannes starrte ihn mit offenem Mund an. So etwas Prächtiges hatte er noch nie zuvor gesehen.
„Ist das ein Fürst?", fragte er ehrfürchtig.
„Das ist ein Graf", meinte Bertram selbstsicher, der hinter ihm stand. Er war der älteste Sohn des

Weinhändlers und schon 15. Da er seinen Vater oft auf dessen Fahrten in die Weinregionen begleitete, war er in seinem Alter schon mehr herumgekommen als viele ältere Bewohner des Dorfes und zeigte das auch gern.
„Wenn es ein Fürst wäre, hätte die Äbtissin ihm mehr Männer als Eskorte geschickt. Das schickt sich so."
Doch Johannes hörte schon nicht mehr zu. Er war ganz gefesselt von dem, was er als nächstes sah. Hinter dem Grafen ritten ein älterer Junge auf einem braunen Wallach und ein Mädchen auf einer feingliedrigen Fuchsstute.
„Der Junge, das ist der Junker oder Knappe des Grafen. In ein paar Jahren wird er zum Ritter geschlagen", erklärte Bertram weiter. Johannes sah, dass der Junker einen Dolch in einer schön gearbeiteten Scheide am Gürtel hängen hatte – so etwas hätte er auch gern gehabt.
„Und das Mädchen, das ist die neue Stiftsdame, nicht wahr?", fragte Mathilde, ohne den Blick von der Reiterin zu nehmen. „Ist das ein schönes Kleid!"
Das Mädchen, das auch nicht älter als 12 sein konnte, trug ein feines hellblaues Samtkleid, dessen weiter Rock über die Kruppe ihres Pferdes gebreitet war. Ihr langes, blondes Haar fiel ihr offen über die Schultern und wurde nur von einem hellblauen Band zurückgehalten. Für Johannes sah sie aus wie eine Märchenprinzessin.

„Wie mag es erst in dem Stift aussehen, wenn solch feine Leute dort wohnen?", murmelte Johannes.
„Mein Vater bringt morgen wieder Mehl hin, und ich begleite ihn. Komm doch einfach mit, er hat bestimmt nichts dagegen", meinte Mathilde und lächelte ihn an.
„Wirklich? Ja, gern. Vielleicht könnte ich auch etwas Töpferware mitnehmen. Es kann ja sein, das etwas gebraucht wird."
Nachdem der Tross der Adeligen hinter dem großen Stiftstor verschwunden war, rannte Johannes nach Hause.
„Vater! Vater! Ich werde morgen ins Stift gehen!", rief er, als er die kleine Töpferei erreichte.
„Johannes! Wo warst du denn?! Du kannst doch nicht einfach von der Arbeit weglaufen! Ich habe dem Schankwirt zugesagt, dass er morgen Nachmittag die neuen Becher bekommt – wie soll ich das denn ohne dich schaffen?!"
Der Töpfer sah seinen Sohn missbilligend an. Wie es üblich war, bildete er ihn in seinem Beruf aus, so wie auch er selbst von seinem Vater die Töpferei erlernt hatte. Mit seinen 12 Jahren war Johannes bereits eine vollwertige Arbeitskraft. Seine Schwester Maria hingegen lernte von ihrer Mutter Kochen, Vorräte anzulegen und alles andere, was eine Frau für die Führung eines Haushalts wissen musste. Zum Spielen blieb ihnen kaum Zeit. Lesen und Schreiben konnte

keiner von ihnen – das blieb den Kirchenleuten überlassen.
„Aber Vater, es kam doch eine neue Stiftsdame an… und so etwas Prächtiges habe ich noch nie gesehen! Du kannst dir nicht vorstellen, wie…"
„Du wirst noch genug Adelige in deinem Leben sehen! Jetzt muss erst einmal die Arbeit erledigt werden! Vom Gaffen werden deine Mutter und deine Schwester nicht satt!"
Johannes sagte nichts mehr und setzte sich an seinen Arbeitsplatz. Als die Töpferscheibe sich drehte und er geschickt aus einem Tonklumpen einen Trinkbecher formte, fing er vorsichtig wieder an: „Vater, ich kann morgen mit dem Müller in das Stift gehen. Ich könnte ein paar Krüge mitnehmen. Vielleicht brauchen die ja neues Geschirr…"
Der Töpfer blickte von seiner Arbeit auf. Seine strenge Mine glättete sich, als er das Werk seines Sohnes sah. Es war ihm schon länger klar, dass Johannes sehr viel mehr Talent für diesen Beruf hatte, als er selbst. Er räusperte sich.
„Also gut, versuche es. Aber das es nicht zu lange dauert!"

Am nächsten Morgen wartete Johannes schon ganz aufgeregt vor dem Stiftstor, als endlich der Müller mit seiner Tochter und einem beladenen Esel erschien.

Mathilde lächelte ihn freundlich an. Der Müller sah eher griesgrämig aus.
„Vater, das ist Johannes, der Sohn des neuen Töpfers, von dem ich dir erzählt habe."
„Guten Morgen, Herr Müller. Danke, dass Ihr mich mitnehmt!"
„Schon gut, aber steh nicht im Weg herum!"
Als sich endlich das Tor öffnete und sie hineingingen, sah Johannes sich mit großen Augen um, während der Müller mit der Wache sprach. Dann wandte er sich an die Kinder.
„Die Pröpstin ist in der Schatzkammer. Lauft hin und sagt ihr Bescheid, ich bringe den Esel schon mal zum Vorratsspeicher."
„Komm mit, ich weiß, wo das ist", rief Mathilde, fasste Johannes bei der Hand und rannte los.
„Was ist denn eine Pröpstin?", fragte Johannes unterwegs.
„Das ist die Stiftsdame, die für die ganze Bewirtschaftung des Stiftes zuständig ist. Ihr untersteht der Vorratsspeicher und auch die Schatzkammer."
„Es gibt eine richtige Schatzkammer?"
„Ja sicher! Da wird auch die Goldene Madonna aufbewahrt."

Von der Goldenen Madonna hatte Johannes natürlich schon gehört. Die ganz mit Gold verkleidete hölzerne

Darstellung der Muttergottes war in der gesamten abendländischen Christenheit berühmt, wurde aber nur an besonderen Feiertagen auf einer Prozession mitgeführt, so dass die meisten einfachen Leute sie nur von weitem zu sehen bekamen.
Vor einer eisenbeschlagenen Tür mit einem mächtigen Schloss blieb Mathilde schließlich stehen. Die Tür war nicht verschlossen, sondern nur angelehnt. Mathilde lugte vorsichtig hinein.
„Hallo?"
Keine Antwort.
„Wo ist sie denn?", fragte Johannes leise und schob sich an Mathilde vorbei in den dunklen Raum. Eine brennende Kerze stand in einem Leuchter auf einem Tisch. Johannes nahm den Leuchter und ließ das Licht auf die Regale an den Wänden scheinen. Überall glitzerte und funkelte es. Schalen und Kelche aus Gold, mit Edelsteinen besetzte Kreuze, zarte Vasen aus Bergkristall oder Glas – die Kinder wussten gar nicht, wo sie zuerst hinsehen sollten.
Dann fühlte Johannes sich auf einmal beobachtet und drehte sich um. In einer Ecke stand sie, fast vollständig von einem kostbaren Brokatstoff bedeckt – die Goldene Madonna! Der Stoff war von ihrem Kopf heruntergerutscht, so dass das Gesicht frei lag. Ihre unergründlichen blauen Augen aus Lapislazuli sahen ihn direkt an.

Johannes sank auf die Knie. Mathilde riss die Augen auf, als sie seinem Blick folgte und kniete sich sofort neben ihn.

Da hörten die Kinder ein Stöhnen. Erschreckt fuhren sie zusammen, da sie glaubten, es käme von der Madonna. Dann nahm Mathilde die Kerze und leuchtete auf den Boden. Der Lichtschein streifte einen menschlichen Fuß. Die Kinder schrien auf. Der Fuß bewegte sich und der dazu gehörende Mensch stöhnte wieder und richtete sich dann auf.
„Edle Frau Pröpstin!", rief Mathilde erstaunt und erleichtert.
Die Pröpstin sah die knienden Kinder mit den schreckgeweiteten Augen und rieb sich den Hinterkopf. „Ich muss gestürzt sein", murmelte sie. Dann stand sie etwas mühsam auf und kam zu den beiden. Sie kniete sich neben sie, schlug ein Kreuzzeichen und meinte: „Ihr braucht euch nicht zu fürchten. Man sagt, wer der Goldenen Madonna einmal tief in die Augen geblickt hat, den wird sie sein Leben lang unter ihren Schutz stellen." Sie stand auf.
„Nun geht und wartet draußen auf mich."

Voll mit den Eindrücken aus der Schatzkammer warteten die Kinder, bis die Pröpstin herauskam. Der Müller bekam das Geld für das Mehl und die Pröpstin

kaufte auch tatsächlich einige der Krüge, die Johannes mitgebracht hatte.
Als er seinem Vater das Geld für die Krüge gab, war dieser sehr erfreut.
„Johannes, du kannst heute Nachmittag zum Fluss gehen und angeln – das tust du doch so gern. Ich komme hier schon allein zurecht", wollte er seinen Sohn belohnen. Doch Johannes schüttelte nur den Kopf und setzte sich an seine Töpferscheibe. Er nahm einen Klumpen Ton und begann ihn zu formen. Staunend sahen seine Eltern und seine Schwester, wie unter den Händen des Jungen eine wunderschöne Vase entstand.
„Wo hast du denn so etwas gesehen?", fragte der Vater leise.
Da erzählte Johannes von der Schatzkammer. Er beschrieb die kostbaren Gefäße – und die Goldene Madonna.
Von nun an wurden in der Töpferei nicht nur Schalen und Krüge für den täglichen Gebrauch hergestellt, sondern auch wunderbar geformte Vasen und filigrane Kelche. Das brachte der Töpferfamilie einen bescheidenen Wohlstand und Ansehen, das sogar über die kleine Siedlung hinausging. Johannes war davon überzeugt, dass dieser Erfolg mit der Goldenen Madonna zusammenhing – den Blick aus ihren blauen Augen vergaß er jedenfalls nie.

Renate Dorten
Aus: „tango argentino: una inspiracion“

Tanz der Knochenmenschen

Der Mond scheint stille -
als aus der Gräberfülle
leise sich die Steine heben
und Skelette himmelwärts
in Leichentüchern langsam schweben.

Die Skelette reiben fein
Bein an Bein und knarren,
bei jedem Knochenquietschen
muss man lachen.
Sie drehen sich und hüpfen
Und sind so schaurig anzusehen
wie sie da im Winde wehen.

Beim Schreiten kommt das Tangofeuer.
Ein Grunzen hört man – nicht geheuer
aus offnen Mündern wehen Todeslüfte; -
sie sind nicht tot, sind nicht am Leben
Und wollen jetzt ihr Bestes geben.

Heissa, wie die Knochen klirren,
uns umfängt ein wildes Schwirren, -

und sie drehen sich im Kreise
nach der alten Tangoweise; -
und wenn der Hahn am Morgen schreit,
ist der Tanz zu Ende heut'.

Maria Stalder

Mein sechster Geburtstag/Juni 1945

Am 07.10.1944 erlebte ich den schweren Bombenangriff in Kleve. Danach wurden meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester, meine Oma mütterlicherseits sowie meine zwei Cousinen mit ihrer Mutter evakuiert. Es verschlug sie nach Schwanebeck, einem Dorf, nahe bei Halberstadt. Dort kamen wir zur Familie Hagelberg.
Das Gehöft kann ich mir noch gut vorstellen. Neben einer großen Toreinfahrt lag links das Wohngebäude, das mit den Stallungen und Scheunen einen vierseitigen, geschlossenen Bauernhof bildete. Mitten im Hof war der Misthaufen. Es gab Kühe, Schweine, Hühner, einen frechen Hahn, Gänse und Truthähne. Nur der Bauer und seine Familie hatten einen eigenen Zugang zum Wohnhaus. Nachts kam der große

Schäferhund auf den Innenhof und bewachte das Anwesen. Dann durfte niemand mehr diesen Bereich betreten.
Im Dorf und in der weiteren Umgebung waren zahlreiche Familien vom unteren Niederrhein untergebracht. Meine Geschwister gingen morgens in die Dorfschule. Mutter, meine Tante und andere Frauen halfen in der Landwirtschaft.
Als Halberstadt am 08.04.1945 bombardiert wurde, hörte ich das Dröhnen der überfliegenden Kampfbomber, sah am dunklen Himmel "ein Feuerwerk". Die Detonationen waren bis Schwanebeck zu hören. Wir hatten alle schreckliche Angst. Einen Monat später war der 2. Weltkrieg zu Ende. Die Amerikaner besetzten diese Region.
Mitte Juni 1945 erhielten wir unverhofft die freudige Mitteilung, dass wir in Kürze mit einem Onkel mütterlicherseits die Heimreise nach Kleve antreten werden. Er war mit seiner Familie auf einem Rittergut im Dorf Krottorf untergebracht. Soweit ich mich erinnere, war er bei der Bahn beschäftigt und wurde nun wieder nach Kleve versetzt. Die Zeit drängte, denn ab Juli1945 wurde diese Region zur sowjetisch besetzten Zone.
Meinem Onkel wurde für seine Familie und weitere Personen seiner Wahl ein Drittel eines Güterwaggons zur Verfügung gestellt. So durften alle Verwandten, die

bei dem Bauern Hagelberg untergebracht waren, mit ihrem Gepäck hinzu kommen. Viel Zeit zum Packen gab es nicht. Erst ging es mit dem LKW nach Halberstadt. Von dort aus begann die abenteuerliche, dreitägige Reise mit dem Güterzug.
Die Enge im zugewiesenen Güterwaggon war bedrückend. Wir waren allein sechs Erwachsene, sechs Kinder. Wie viele Erwachsene und Kinder hinzu kamen, weiß ich nicht mehr. Zudem musste das Gepäck von allen verstaut werden.
Auf der gesamten Fahrtstrecke wurde unser Güterwaggon öfter abgekoppelt. Dann dauerte es jedes Mal entsetzlich lang, bis er wieder zur Weiterfahrt an den richtigen Zug in Richtung Heimat angekoppelt wurde.
Zudem gab es mehrfach Versuche, das wenige Hab und Gut aus dem Waggon zu stehlen. Die Erwachsenen setzten sich erfolgreich zur Wehr und verriegelten den Waggon von innen.
Am Abend des ersten Tages sagte Mutter vor dem Gute Nacht Kuss zu mir: "Morgen wirst du 6 Jahre alt, schlaf´ gut."
Je eine Nachthälfte schlief ich oder meine gleichaltrige Cousine zusammengerollt in einem großen Korbkinderwagen, damit jedes Kind einen Teil der Nacht mehr Ruhe und Platz zum Schlafen hatte.

Am 28.06.1945 wurde ich morgens wach und hörte, wie die Erwachsenen leise ihre Besorgnis ausdrückten, ob alles gut gehen wird, denn der Güterzug hielt auf freier Strecke. In diese trübe Stimmung hinein rief ich laut: "Ich habe heute Geburtstag". Da wurde es mucksmäuschenstill. Alle zeigten ein fröhliches Gesicht und gratulierten mir. Hellwach und hockend im Korbkinderwagen nahm ich freudestrahlend von allen Seiten die Glückwünsche entgegen.
Am dritten Tag kamen wir spätabends sehr müde, aber wohlbehalten in Kleve an. Wie viele Zugreisende blieben meine Mutter und meine große Schwester bis zum nächsten Morgen auf dem Bahnhof, um das Gepäck zu bewachen.

Mein Bruder, meine beiden Cousinen und ich machten uns mit Oma und meiner Tante zu Fuß auf den Weg zu einer Tante in Kellen. Zwischendurch wurden wir zweimal von einer englischen Patrouille, aufgrund der Ausgangsperre ab 22.00 Uhr, angehalten. Die Personalien wurden geprüft. Gott sei Dank konnten wir bis zum Schluss unseren Weg fortsetzten. In dieser Nacht schloss unerwartet, aber überglücklich unsere Tante die erschöpften Familienmitglieder in ihre Arme. Jahrzehnte später, nach der Wende, besuchte ich mit meiner Frau Schwanebeck. Der Bauernhof existierte nicht mehr. Jetzt gab es dort ein Fuhrunternehmen.

Ältere Dorfbewohner, die wir befragten, konnten sich an die Familie Hagelberg erinnern.

Marlies Strübbe-Tewes

Traumritt

Das Karussell, das Karussell,
dreht sich nicht schnell,
dreht sich nicht schnell.
Braunes Pferdchen nickt und hockt,
weißes Pferdchen wippt und stoppt.

Pferdchen steht,
geh,
steigt auf,
nimm den Lauf!

Weißes Pferdchen auf und ab,
braunes Pferdchen hoch und trabt.
Das Karussell, das Karussell
dreht sich ganz schnell,
dreht sich ganz schnell.

Sterne blinken, Berge winken,
Täler huschen, Häuser kuschen,
weiter wiegen, schneller fliegen,
Träume weben, reiten, schweben

Das Karussell, das Karussell
dreht sich nicht schnell,
dreht sich nicht schnell.
Letztes leises Pferdeflüstern,
streicheln über feuchte Nüstern.

Braunes, weißes Pferdchen steht
träumen, reiten sanft verweht.

Kay Ganahl

Ihr Baby

Betsy hörte nachts die Regenrinne: Es klapperte so laut! Und neben ihr lag seit rund zwei Stunden Gatte August, der sie, wie meistens während der Ehejahre, mit seinem Schnarchen belästigte. Diese Geräuschkulisse hätte sie normalerweise dazu bewogen, die in der Drogerie erworbenen Ohrstöpsel zu benutzen, aber sie stand erst einmal lieber auf, um die Wohnung zu kontrollieren. Das Baby! Ihr Kind! Das war die erste Station. „Menschenskinder, mein kleiner Johi ist ja ruhig am schlafen!" entfuhr es leise der fünfunddreißigjährigen arbeitslosen Mutter, die mit großer Zufriedenheit das Babybettchen im Dunkel erblickte. Alsdann schluffte sie im rot gestreiften Pyjama in Richtung der Wohnungstür. Sie war verschlossen. Es war momentan rein gar nichts zu hören. Betsy verspürte, kurz auf der Stelle verharrend, den Durst nach Milch, weshalb sie zur Küche ging. Eine halbe Minute später trank sie genüsslich einen Becher mit Milch. Mittlerweile war sie wieder hellwach, so dass der weitere „Kontrollgang" zu einem schnellen Durchlauf wurde. „Ich glaube, dass Baby Johannes mein größtes Glück ist!" sprach sie schließlich, als sie sich auf die Wohnzimmercouch gesetzt hatte. Aber am liebsten wäre Betsy aufgesprungen und hätte ihr Baby

genommen, um noch heute Nacht aus dem Haus zu gehen.
Jedoch blieb sie zunächst auf der Couch – gefangen in einer aufwühlenden Gedanken- und Gefühlswelt. Wahrlich, es verstrichen ein paar Stunden, ohne dass Betsy sich sonderlich rührte. Sie dachte nach, dachte nach und dachte nach. Die schreckliche Grübelei ließ in ihr immerhin den Entschluss reifen, Gatte August möglichst rasch zu verlassen. Dieser Mann war mit seinen Allüren, aber besonders mit seinen gelegentlichen Gewaltausbrüchen eine große seelische Belastung geworden. Betsys Freundin Hannelore meinte vor Tagen: „Den musst Du abschießen! Kerle wie der sind und bleiben rücksichtslos!" Diese kurze, sehr deutliche Äußerung hatte sich in Betsys Gedächtnis geprägt. Sie wusste, dass ihr ein Mann wie er, zumal er auch arbeitslos war, vorerst vor allem Negatives zu bieten hatte.
Gegen sieben Uhr in der Frühe nahm Betsy ihr Baby. Still trug sie es ins Freie. Ziel Frauenhaus?

Nach etwa zwei Wochen begegnete eine eher selbstbewusste Betsy ihrer Freundin Hannelore, der sie Interessantes berichtete. Einiges von Tragweite hatte sich nämlich ereignet. Sehr aufmerksam hörte Hannelore, eine Mittvierzigerin aus der Nachbarstadt, zu.

Betsys Gatte August hatte sich am Tage seines großen Verlustes wutentbrannt zum nächsten Polizeirevier begeben. Den kritischen Beamten berichtete er das, was ihm widerfahren war. August präsentierte ihnen einen im Babybettchen gefundenen Schrieb Betsys, in dem sie mitteilte, dass sie ihr Baby vor dem Vater in Sicherheit zu bringen hätte. Er sei ein Gewaltmensch, einer mit vielen unerträglichen Eigenschaften. Eben eine Zumutung und dauernde Gefahr für Mutter und Kind!

Die Beamten nahmen die Worte Augusts routiniert-gelassen zur Kenntnis, obwohl August gleich zu poltern begann, so: „Wo sind die beiden, wo sind die beiden? Sie hat mein Baby entführt!!!" Als es nicht mehr ging, wurde August von zwei Beamten in eine Arrestzelle verbracht. Dort verübte er Selbstmord. Die Nachricht ereilte Betsy schon bald. Sie freute sich darüber, sah sich aber außerstande, dies den anderen Leidensgefährtinnen im Frauenhaus gegenüber zum Ausdruck zu bringen.

Maria Stalder

Eifersüchtelei

Es war Frühlingszeit. Mit Eifer erwachte die Natur. Das Grau des Winters war Vergangenheit. Überall begann es zu blühen und zu grünen. An diesen lang ersehnten, wärmenden Frühlingstagen mit einem wolkenfreien Himmel, strahlenden Sonnenschein herrschte überall ein munteres Treiben und in den Gärten wurde eifrig Hand angelegt.

An einem solch verlockenden Frühlingstag waren Oma und Opa zum Kaffee bei ihren Kindern eingeladen. Sie freuten sich auf das Wiedersehen und insbesondere auf die kommenden, lebhaften Stunden mit Lena, ein halbes Jahr und Julia fünf Jahre alt.

Das Kaffeetrinken fand bei diesem herrlichen Wetter auf der Terrasse statt. Mit Feuereifer zeigte Julia Oma und Opa die Frühlingsboten im Garten und sprang vergnügt hinter tanzenden Schmetterlingen her. Dann ging sie mit uns zu ihrem kleinen Blumenbett und zeigte umtriebig ihre ersten Tulpen und Narzissen in ihrer vollen Blütenpracht.

Voller Stolz verkündete sie, dass sie vor geraumer Zeit die Blumenzwiebeln gemeinsam mit Mama in der naheliegenden Gärtnerei aussuchte, selbst bezahlen durfte und noch am gleichen Tag diese mit Papas Hilfe selbstständig in die Erde setzte. "Jetzt muss ich meine

Blumen abends gießen, wenn die Sonne so viel scheint und es nicht regnet." Diese Aussage unterstrich sie vehement mit einer ausladenden Handbewegung und zeigte wiederholt auf die Blütenpracht ihres Beetes. Lena wurde es langweilig und sie war so lange rührig bis sie endlich auf Opas Arm landete. Von dort schaute sie dem Treiben der anderen zu, schmuste mit Opa und genoss die Zweisamkeit.
Zunächst störte dies Julia in keiner Weise. Angeregt unterhielten sich die Erwachsenen miteinander und bezogen Julia mit in ihre Gespräche ein. Nach einer gewissen Zeit beobachte Julia fortwährend Opa und Lena.
Sie bewegte sich immer mehr auf die beiden zu und versuchte zunächst ohne Worte Opas Aufmerksamkeit zu erhaschen. Sie beobachtete jede kleinste Bewegung von Opa und Lena. Julias Gesichtsausdruck wirkte angespannt und gleichzeitig nachdenklich. Unerwartet zupfte sie Opa impulsiv an seinem linken Hosenbein und schaute ihm mit einem beneidenswerten Blick tief in die Augen.
Inzwischen wurden alle auf diese Szene aufmerksam und warteten, was folgen würde. Nach einer kurzen Pause nahm Julia ihren ganzen Mut zusammen und sagte mit resoluter Stimme, für alle vernehmlich: "Kann jemand mal die Lena von Opa befreien".

Diese Aussage von Julia trug zur allgemeinen Erheiterung bei, von der sich Julia nicht ablenken ließ. Beharrlich und erwartungsvoll schaute sie Opa an. Während Opa lachend Lena zu Oma hinüber reichte, die sich gleich um Lena kümmerte, nahm Julia rasch Opa bei der Hand. Sie schmiegte sich an ihn, lachte laut und zog ihn freudestrahlend von der Terrasse fort. Für eine Weile verschwanden beide ins Haus.
Bei einem späteren, gemeinsamen Spaziergang erzählte Julia mit Feuereifer, dass Opa ihr in ihrem Zimmer eine Geschichte aus einem ihrer Lieblingsbücher vorgelesen hatte und ihre gemalten Bilder bestaunte, die sich Oma bitte nachher auch noch anschauen sollte.
So verging die Zeit im Flug, bis Oma und Opa sich verabschiedeten.
Zu Hause unterhielten sich Oma und Opa noch einmal sehr angeregt über den schönen Nachmittag und schmunzelten über Julias Aufforderung an die Erwachsenenrunde: "Kann jemand mal die Lena von Opa befreien?"

Kay Ganahl: „Ohne Titel“, 1997

Maria Stalder

Augenblicke des Lebens

Versunken in bedeutende Augenblicke des Lebens
wie in die unendliche Tiefe des Meeres
und seine verborgenen Schätze,
erfahren wir hautnah uns selbst,
fühlen mit allen Sinnen
die Umwelt, die uns umgibt,
erfassen die unmittelbare Nähe,
der uns liebenden, schlagenden Herzen
und unsere Seele durchströmt
ein unsagbares Glück.

In diesen Augenblicken gelingt es uns leicht,
den inneren Frieden zu schließen
mit uns selbst und der Welt
im Kleinen und Großen.
was geliebten Kindern
so unbekümmert gelingt
durch ein gewinnendes, strahlendes Lachen.

Marlies Strübbe-Tewes

Mordgedanken

Ich fasse es nicht! Da schließe ich fröhlich und nichts ahnend die Haustür auf, und du bist wieder da! Du sitzt auf der Treppenstufe mit deinen langen Beinen und tust so, als wäre nichts gewesen! So geht das nicht, das ist unfair! So war es nicht abgemacht! Ich habe dich nach draußen begleitet, schon zwei mal. Ich habe versucht, dir klar zu machen, dass ich nicht mit dir wohnen möchte. Hat es genützt? Nein! Nach dem ersten Rausschmiss bist du wieder gekommen, nach drei Tagen, hast dich einfach in meine Wohnung geschlichen, saßest in meiner Küche. Habe dir erklärt, dass es keinen Zweck hat - du und ich - dass wir einfach zu verschieden sind und ich wolle und könne nicht mit dir zusammen leben. Ins Wohnzimmer bist du gelaufen, hast an meinem Couchtisch gesessen. Habe auf dich eingeredet, dir erklärt, warum ich dich nicht mag und dass du störst, dass ich alleine leben will, ohne dich. Spät abends habe ich dich zur Tür begleitet, es war schon dunkel. Alles Gute habe ich Dir gewünscht und viel Glück, als du den Pflasterweg zum Hauseingang entlanggelaufen bist.

Das war gestern! Noch keine vierundzwanzig Stunden sind seitdem vergangen! Und jetzt sitzt du wieder hier,

vor mir! Mein Hals schwillt an, ich spüre, wie mein Gesicht rot wird, Wut kriecht in mir hoch. Umbringen sollte ich Dich, erschlagen! Gestern, nein, schon viel eher hätte ich das machen sollen ... viel zu viel Geduld habe ich mit dir gehabt ... du willst es einfach nicht begreifen. "Hau ab!", schreie ich dich an, "Ich will dich nicht in meinem Haus haben! Ich erschlag dich! Verschwinde endlich und komm nie wieder!" Nichts geschieht. Da hockst du vor mir, lässt dich anschreien, Morddrohungen über dich ergehen und ziehst noch nicht einmal deine ausgestreckten Beine ein. Ich bin fassungslos.

Ich laufe in der Wohnung umher, krame in Schubladen und Schränken. Endlich habe ich die Waffe gefunden. Eile ist angesagt! Vorsichtig schleiche ich mich an. Jetzt, jetzt stülpe ich das Teesieb über dich! Geschafft! Ich habe dich gefangen! Die Sieböffnung bedecke ich mit einer Zeitung. Du zappelst. "Damit hast du nicht gerechnet!", lache ich und transportiere dich weit fort zum Gartenhaus. Hier kannst du dich zu deinesgleichen gesellen, meine achtbeinige, unerwünschte Freundin, meine Spinne.

Angelika Stephan

Lenchen

Lenchen baute sich ihre kleine *Bude* in der zerfallenen Mauerecke, die von Efeu fast völlig bewachsen war und am Rande eines frisch gepflügten Feldes und einer Wiese stand. Dieser Mauerrest war früher Teil eines alten Bauernhauses. Zehn Minuten Fußmarsch durch hohes Gras, und schnell würde das Mädchen wieder zuhause sein. Die 5-Jährige hatte keine Freunde und genoss die Einsamkeit hier, fern vom Trubel ihrer zahlreichen Geschwister und ihrer Eltern, die sie längere Zeit nicht vermissen würden. Für sie war dieser Spielplatz ein magischer Ort, an dem sie Ruhe fand und niemand etwas von ihr wollte.

Alles sollte schön sauber sein, und natürlich gehörte eine Blumenvase auf die alte Kiste, die ihr als Tisch diente. Zwei dicke Steine, die sie mit aller Kraft in ihre *Wohnung* gerollt hatte, benutzte sie als Stühle. Ein großes Blatt war ihre Tischdecke, ein altes Marmeladenglas die Blumenvase. Ganz in ihrem Spiel vertieft, hörte Lenchen nicht, wie sich der ältere Mann ihr leise näherte. Erst, als sie die Butter- und Gänseblümchen, die sich um die schützende Mauer herum angesiedelt hatten, für die Blumenvase pflücken

wollte, nahm sie den Besucher wahr. Sie kannte diesen Mann, der in der Nähe ihres Elternhauses wohnte.
„Guten Tag, Opa Reimann! Schau, was ich gebaut habe!”, rief sie ihm zu und hüpfte dabei vor Freude von einem Fuß auf den anderen.
„Das hast du aber toll gemacht! Darf ich dich auch in dieser wunderschönen Wohnung besuchen?“, fragte er freundlich.
„Na klar, das darfst du. Aber du musst dir die Füße abputzen! Ich habe gerade erst sauber gemacht. Da liegt meine Fußmatte!“, befahl sie und zeigte energisch auf einen alten, zerfledderten Aufnehmer, den sie im Feld gefunden hatte. Gehorsam streifte sich der Besucher die Füße ab und betrat ihr kleines Reich. Dann kniete er sich neben ihr. Sofort holte Lenchen eine imaginäre Tasse aus ihrem Schrank, der aus zwei aufeinander gestapelten Kisten bestand, und bot ihrem Besucher eine Tasse Kakao an. Sorgfältig stellte sie noch ein paar Steine, die auf einer Glasscherbe lagen, als Plätzchen dazu. Dabei strahlte sie ihren Gast mit roten Wangen und leuchtenden Augen an.
„Vielen Dank, deine Plätzchen schmecken ja vorzüglich. Sehr gut gebacken!“, lobte der Alte sie und streichelte mit einer Hand über ihr tiefschwarzes, lockiges und schulterlanges Haar. Dankbar schaute das Mädchen ihn an. Sie freute sich auch, als Opa Reimann sie fest an

sich drückte. Lenchens Sehnsucht nach Zärtlichkeit, die sie zuhause vermisste, war groß.

„Weißt du was?", meinte schließlich der Gast, „Zuhause habe ich auch einen leckeren Kakao und drei Kaninchen, die heute noch gefüttert werden müssen. Möchtest *du* das nicht tun?", fragte er sie mit einem auffordernden Lächeln. Stolz, dass man sie mit so einer wichtigen und verantwortungsvollen Aufgabe betrauen wollte, nickte Lenchen heftig. Und ein richtiger Kakao war ja auch nicht zu verachten. Letzte Woche war sie zuhause kaum satt geworden.
Gemeinsam räumten sie die kleine *Bude* auf. Dann gingen sie Hand in Hand den Feldweg entlang zu Opa Reimanns Wohnung, wobei sie laut das Lied von *Bolle* sangen und dabei immer wieder in Lachen ausbrachen. Manchmal hob Opa Reimann sie hoch, wirbelte die Kleine herum und küsste sie dann auf ihre Wange, die vor Aufregung ganz heiß geworden war. Lenchen fühlte sich wohl in seiner Gegenwart. Endlich beachtete sie jemand. Sie fühlte sich wichtig. Ein schönes, für sie unbekanntes Gefühl.

Während der ältere Mann die Wohnungstür öffnete, bat er Lenchen, sich auch die Schuhe abzustreifen, um den Lehm nicht in die Wohnung zu tragen.

„Am besten ist es aber vielleicht doch, wenn du die Schuhe ausziehst", schlug er vor. „Stell die Schuhe auf die kleine Matte, die hinter der Tür liegt!" Gehorsam zog Lenchen ihre Schuhe aus und stellte sie auf die bunte Matte. Zaghaft blieb sie im Flur stehen.
„Komm ruhig ins Wohnzimmer!", forderte Opa Reimann sie auf. Das Kind trat ein und sah sich erstaunt um. ‚Gemütlich ist es hier, so schön aufgeräumt, ganz anders als zuhause', dachte sie.
„Ich mache uns erst einmal einen leckeren Kakao. Möchtest du auch ein Rosinenbrötchen?", wurde Lenchen gefragt. Natürlich wollte sie einen Kakao, und jetzt bekam sie sogar noch ein Rosinenbrötchen dazu. Sie konnte ihr Glück kaum fassen. So etwas Leckeres hatte sie schon lange nicht mehr gegessen. Zuhause gab es nur das Notwendigste. Alles musste sie immer mit ihren sechs Geschwistern teilen. Manchmal bekam sie gar nichts ab, weil die älteren Geschwister bei der Essensverteilung schneller waren als sie.
„Bis ich fertig bin, kannst du dir die Kaninchen auf dem Balkon ansehen. Gefüttert wird aber erst nach dem Kakao. So lange können Max, Fratz und Tine noch warten. Du bist wichtiger."
„Ja, ich bin wichtig", wiederholte Lenchen leise und ging zu den Kaninchen, die in einem Holzverschlag auf dem Balkon standen. Die Tür des Verschlages war leider abgeschlossen, sodass sie ihre dünnen Finger durch

den Maschendraht stecken musste, um das weiche Fell der Kaninchen fühlen zu können. Max, Fratz und Tine schauten sie mit dunklen Knopfaugen an. Zwei trugen ein braunweißes Fell, eines war ganz weiß.
„Wie niedlich!" Begeistert klatschte das Kind in die Hände, hockte sich direkt vor den Käfig. „Ihr Süßen, gleich füttere ich euch. Das kann ich gut. Wartet nur noch ein Weilchen."

„Der Kakao ist fertig", rief ihr Opa Reimann aus der Küche zu. Schnell richtete sich Lenchen wieder auf und rannte voller Freude in die Küche, um sich auf einen der Stühle zu setzen, die um den Küchentisch herum standen. Sie wurde jedoch von einer kräftigen Hand am Oberarm zurückgehalten.
„Ach, wir haben ja ganz vergessen, deine Hose auszuziehen. Die ist noch ganz dreckig vom Spielen im Feld." Verdutzt schaute das Mädchen ihn an.
„Wenn du dich hier auf den gepolsterten Stuhl setzt, wird alles schmutzig", erklärte er. Dreckig machen wollte Lenchen nichts, das war klar. Also zog sie ihre Unterhose aus, die ihr kurzer Rock nur knapp bedeckte.
„Zur Vorsicht kannst du dich ja auch auf meinen Schoß setzten, dann kann gar nichts passieren." Opa Reimann strich ihr wieder liebevoll über den Kopf. So setzten sich beide auf den Stuhl. Lenchen konnte vom köstlichen Kakao probieren und begann vom

Rosinenbrötchen abzubeißen, als Opa Reimanns Hand unter ihren Körper rutschte. Dabei fühlte sie seinen heißen Atem in ihrem Nacken.
„Das darf man nicht, das da unten anfassen, sagt meine Mama!", empörte sich Lenchen, noch mit vollem Mund kauend und wollte nun von seinem Schoß hinunterspringen. Doch wieder hielten sie zwei kräftige Hände fest.
„Ich will dich doch nur streicheln, weil du so ein tolles Mädchen bist. Es fühlt sich doch schön an oder nicht? Es kann doch unser Geheimnis bleiben. Ich will dir nur zeigen, wie lieb ich dich habe." Lenchen wusste nicht, wie man es zeigt, wenn man sich liebhat. Sie saß ganz steif da und sagte gar nichts mehr.
„Iss ruhig weiter, gleich kannst du auch mit den Kaninchen spielen, mein schönes Lockenköpfchen." Dabei spürte sie erneut seine Finger unter ihrem Rock. Lenchen tat, als ob sie nichts bemerken würde und aß hastig ihr Brötchen zu Ende.

Das Fell der Kaninchen fühlte sich weich und warm an. Das Kind durfte sie im Arm halten und streicheln, mit ihnen spielen und sie anschließend auch mit Kohlblättern füttern. Zuhause hatten sie keine Tiere, nur eine alte Puppe, die sich Lenchen mit drei Schwestern teilen musste.

Opa Reimann lobte sie wieder, streichelte und küsste ihr seidiges Haar und dann jeden Zentimeter ihres kleinen Körpers, als sie auf seinem Bett lag. Bewegungslos ließ Lenchen es geschehen, obwohl es sich nicht richtig anfühlte. ‚Opa Reimann hat mich ja lieb', dachte sie, ‚und dann streichelt man sich wohl so.' Zwischendurch flüsterte der alte Mann ihr zu, dass er so viel Liebe nur für sie hätte, weil sie so ein schönes Mädchen sei. Lenchen drehte ihren Kopf weg von ihm und schaute sich die Risse in der Lampe an, die auf dem Nachttisch stand. Eine Fliege schwirrte unentwegt um den Lampenschirm herum. Zeitweise, wenn sich das Insekt ausruhte, fühlte sich das Kind beobachtet und schämte sich. Lenchen kniff die Augen fest zusammen, öffnete nach einer Weile erst ein Auge, dann auch das andere. Die Fliege wanderte nun auf einem der Risse entlang, bis sie brummend den Weg zum geöffneten Fenster fand. Vögel zwitscherten in den Bäumen, die vor dem Fenster standen. Sehnsüchtig wünschte sich das Mädchen, auch ein Vogel zu sein, der einfach davonfliegen konnte.

„Wenn man sich liebhat, hat man auch Geheimnisse, die man nicht mit anderen Menschen teilen muss, auch nicht mit Eltern!" Der alte Mann sah sie eindringlich an. „Wenn du unser Geheimnis für dich behalten kannst, darfst du auch wiederkommen, die Kaninchen füttern

und mit ihnen spielen", bot er ihr an. „Du kannst das richtig gut." Lenchen versprach eingeschüchtert, dass sie ihren Eltern nichts davon erzählen würde. Erneut fuhr er mit einer Hand durch ihr lockiges Haar und legte ihr dann einen Groschen in die Handfläche. Zehn Pfennig – so viel Geld! Verlegen schaute die Kleine auf ihre rosafarbenen Söckchen.
„Komm morgen wieder! Ich freue mich auf dich", flüsterte er ihr ins Ohr. Hastig zog Lenchen ihre Unterhose und die Schuhe wieder an und verließ diese Wohnung.

‚Zuhause darf ich nichts davon erzählen, sonst bekomme ich Prügel, weil ich wieder alles falsch gemacht habe.' Zunächst hatte es sich schön angefühlt, gestreichelt und umarmt zu werden, später jedoch nicht mehr. Mit den Kaninchen zu spielen, hatte ihr gefallen, aber noch einmal in diese Wohnung gehen - nein, das wollte sie nicht.

Am nächsten Tag blieb das Mädchen zuhause. Weitere zwei Tage später ging sie wieder zu ihrer *Bude.* Ihr Spiel war jetzt nicht mehr so konzentriert wie früher. Immer wieder hob sie prüfend den Kopf. Plötzlich sah sie den alten Reimann, der den Feldweg entlang kam und suchend um sich blickte. Lenchen erschrak. Weglaufen konnte sie nicht mehr, sich nur noch

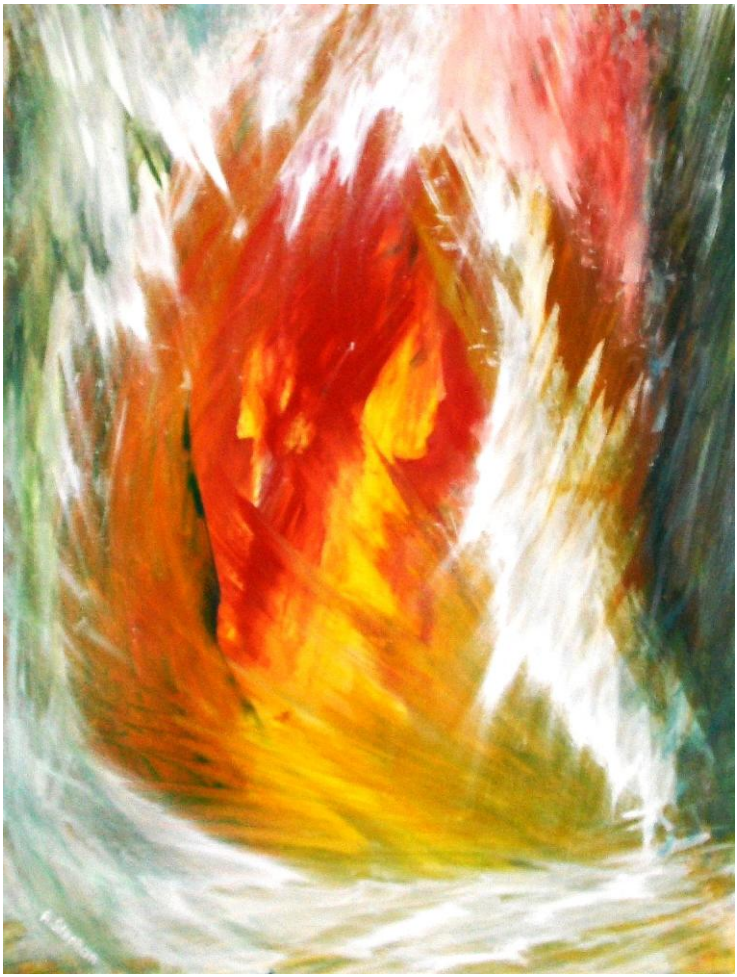
verstecken. Geschickt quetschte sie ihren zarten Körper in eine Mauernische hinein, die fast vollständig von Efeu bewachsen war. Ihr Herz klopfte wild. Vorsichtig lugte sie durch das Blattwerk hindurch. Als der Mann direkt vor ihr stehenblieb, ohne sie zu entdecken, hielt sie den Atem an, presste beide Hände fest auf ihren Mund. Sie hatte Glück. Erleichtert atmete das Kind aus, als sich der Alte umdrehte und langsam entfernte.

20 Jahre später

Versonnen schaut Lene aus dem Küchenfenster. Das Brummen einer Fliege lenkt sie von ihren Gedanken ab. Die junge Frau beobachtet interessiert das Insekt, das immer wieder gegen die Fensterscheibe prallt, um einen Ausweg ins Freie zu finden, jedoch vergeblich. Lene holt aus und – schlägt zu.

Copyright By Angelika Stephan

Angelika Stephan: „Schutzraum“



Maria Stalder

Verlorene, vergessene Kinder

Verlorene, vergessene Kinder - Kann dies sein?
Gerade jetzt, wo die Menschen sich so sehr
den Frieden auf Erden wünschen
in der erwartungsvollen Weihnachtszeit.

Verlorene, vergessene Kinder - Allzu viele gibt es. -
Immer suchen sie liebende Menschen, hoffen auf
eine sie annehmende Welt, nicht nur
in der beglückenden Weihnachtszeit.

Nicht mehr verlorene, vergessene Kinder,
haben verständnisvolle, gütige Herzen gefunden
einen sicheren Ort der Geborgenheit, nicht nur
in der allzu seligen Weihnachtszeit.

Diese nicht mehr verlorenen, vergessenen Kinder
tragen ihr wieder gewonnenes Lachen,
in ihre sich weit öffnende Welt, nicht nur
in der allzu fröhlichen Weihnachtszeit

Kay Ganahl

Unterricht in der 8. Klasse

Xeni betritt cool den sonnendurchfluteten Raum - nebenan die Einfahrt zum Schulhof. Sie setzt ein Gesicht auf, das es in sich hat: Wechselspiel von Verwegenheit und Hochmut. Nachdem sie sich auf einen der freien Stühle an der Fensterreihe gesetzt hat, fängt sie zu pfeifen an. Kurz halten alle anderen im Raum inne. Cooler geht's kaum! Xenis brauner Teint und die Lippen, die rot glänzen, sollen wohl dazu beitragen, alle Blicke auf sich zu ziehen. Andere Schüler haben gerade mit dem üblichen Sprüchedreschen und der ungemein spaßigen Randale begonnen. Am bekanntesten von ihnen sind in unserer Schule Johi und Alexander, die mit allen Lehrern Probleme haben. Der vierzehnjährige Johi steht in ein paar Fächern zwischen 4 und 5. Von daher sollte er ja aufpassen! Aber nichts da, er ist der größte Randaleschüler! Es steht zu befürchten, dass er einer der „Feen", die in diesem Moment in den Raum herein geschwebt sind, „die Haare rausreißt". Hingegen Alexander, der großmäulige Leader mit pseudo-intellektuellem Anspruch versucht, mehrere Jugendliche mit seiner rhetorischen Brillanz in den Bann zu ziehen. Er wird von ihnen bloß schallend ausgelacht. Die „Feen" schwärmen aber für ihn - ! Er sei ein Einser-Schüler und wisse mit Mädchen

umzugehen. Sein Äußeres könne sich sehen lassen. Das und anderes meinen manche der Mädchen, sich in erotischen Anspielungen ergehend.
Xeni, die immer noch bloß Dreizehnjährige, wirkt in ihrer Lederkluft und mit ihren Körpertatoos provozierend. Sie kennt alle SchulkameradInnen; verachtet vor allem Alexander, den sie allzu gern ins Jenseits befördern würde. Natürlich drückt sie das nur indirekt, subtil aus. Kennt sie doch die juristische Problematik, die darin besteht, einem Schulkameraden kein Leid zufügen zu dürfen, da sie sonst … „Aber ich bin doch noch nicht mündig!!!!" tönt sie. Und ihr Lieblingsfeind Alexander lächelt sie sogleich verdächtig herablassend an, - vielleicht geht es bald wieder los zwischen beiden?
„Ich werde mal sehen, was ich für Dich tun kann, Xeni!" sagt Alexander und lehnt sich weit in seinem Stuhl zurück, Sonne im Gesicht. Xeni baut sich grinsend vor ihm auf.
„Ich brauche bessere Zensuren in Mathe und Physik, klaro!?"
„Natürlich könnte ich Dir Nachhilfe geben, wenn Du einen Hunni rüberwachsen lässt!" – Xeni fällt die Kinnlade herunter! Weg ist die Coolness. Dabei weiß sie schon länger, dass Alexander jeden abzockt, wenn er die Gelegenheit dazu erhält. Johi kommt heran und

setzt sich auf Alexanders Schoß. Glotzt Xeni in die schönen Augen - „Und, was jetzt …!?" provoziert er sie.

Xeni zeigt beiden die kalte Schulter, bewegt sich inmitten des Raumes mit einer graziösen Leichtigkeit des Gehens. Alexander sieht, wie sie sich auf einen der Stühle setzt, die Schulsachen auspackt und in einem ihrer Bücher liest. Mit stoischer Ruhe blättert sie Seite für Seite um. Viel Zeit vergeht nicht, es sind wenige Minuten. Der Mathe-Lehrer, Studiendirektor Müller-Solltau, hat Verspätung.

„Der alte Pauker kann ganz wegbleiben!" ruft Alexander in den Raum, lacht gehässig auf. Inzwischen sitzen fast alle. Warten unruhig und sprechen über dies und das. Die „Feen" schweben plötzlich wieder durch den Raum. Und Xeni liest laut aus ihrem Buch vor: dem Mathematik-Lehrbuch.
Als Studiendirektor Müller-Solltau vor die Schüler getreten ist, versucht er zu lächeln, doch es gelingt ihm nicht. Dann nimmt er die Kreide zur Hand und schreibt – wie meist zu Beginn einer Stunde – ein paar Aufgaben an die Tafel. Ungefähr eine Viertelstunde vergeht mit Arbeiten.
Aus dem Lautsprecher in der Klasse ertönt unerwartet ein lauter Gong. Hernach folgt die dunkle Stimme des

Schulleiters Mögers: „Der Minister kommt heute zu Besuch!"
Müller-Solltau stutzt. Er denkt kurz nach. Dann ruft er aufgeregt den Schüler zu: „Sofort gehen alle Schüler von den Fenstern weg, kriechen unter die Tische! Ein Amokläufer ist in unserer Schule!"

Maria Stalder

Träumend

Träumend liege ich hier im
saftig-grünen Gras, schaue weiter
träumend in den azurblauen Himmel.

Vor mir
deine lachenden Augen,
dein gebräuntes Gesicht
und deine im Sommerwind
wehenden, langen Haare.

Und heute,
einige Schritte von mir entfernt,
steht unsere Tochter,
liegt glücklich in seinen Armen,
und eine duftende Blume
schmückt ihr brünettes Haar.

Schau!, Schau! Wie bezaubernd
jung und schön sie ist
und Dir, Liebste
ähnlich sieht.

Jutta Kieber

Schmerzliches Erinnern

Als wir in die verwahrloste Kammer geführt werden, reißt Mutter das vergilbte Hitlerbild von der Wand. Sie zertritt das Foto wie ein ungezogenes Kind.
„Hier besucht uns kein verdammter Nazi mehr und verpfeift uns. Hier haben schon vor uns Flüchtlinge gehaust!", wütet sie.
Meine Tante zuckt zusammen. Stumm sammelt sie die Glasscherben auf einen Haufen.
„Die Russen sollen schon kurz vor Torgau stehen. Gott beschütze uns! Wenn nur Vater bei uns wäre!" Mutters Züge erstarren zu Stein.
Als Fünfjährige weiß man nicht so recht, warum man ständig still sein und sich verstecken muss. Die Kieselsteinecke auf dem verwüsteten Hof lockt mich immer wieder zu heimlichem Spiel.
Lehmbeschmierte Stiefel stehen am Frühlingsmorgen vor meinem Buddelhaufen. Ich sehe hoch zu einem bärtigen Soldatenriesen.
Entsetzen steht im Gesicht meiner Mutter, als sie herbeistürzt, die Arme nach mir ausstreckt.
Der Gewehrlauf stößt sie in Richtung Holzschuppen.
„Dawei, dawei, Matka!"
Mutter stolpert in ihren selbstgemachten Pantoffeln vorwärts. Ich erwische ihren Schürzenzipfel.

„Mama, Mama, nimm mich mit!"
„Hau ab! Lauf weg! Nicht das Kind!", schreit sie, reißt meinen Arm von ihrer Kleidung.
Meine Hand klammert sich an den Eingangspfosten, die Tür schwappt dumpf gegen die Finger. Mein markerschütternder Schrei zerreißt den Himmel, nimmt die Luft zum Atmen.
Die Ohrfeige aus Männerhand klatscht Mutter zu Boden. Zwei kräftige Arme heben meinen schmerzgebäumten Körper in die Luft und schütteln ihn. Stechende Bartstoppeln und rissige Lippen furchen durch mein nasses Gesicht, küssen verschwitzte Stirnlöckchen und wassergefüllte Augen.
Angst läßt es feucht und warm meine schmächtigen Beinchen hinunterrinnen.
In der Hocke setzt mich der Fremde auf seinen Oberschenkel und schaukelt mein Schluchzen in ertragbare Lautstärke. Es riecht schnapskotzig, als er meine blau angelaufene, geschwollene Hand bepustet.
„Pscht, pscht, Dewotschka!..... Charascho, charascho!"
Abrupt schiebt er mich an den zitternden Körper meiner Mutter, stößt russische Flüche aus – und verschwindet.
Unsere Wangen kleben heiß aneinander, unsere Tränen verschmelzen zu einem salzigen Fluss der Erleichterung.

Aus: Jutta Kieber, „Pardon auf den Lippen – Geschichten und Gedichte" im Engelsdorfer Verlag Leipzig 2013

Renate Dorten

roll over springtime

es düst ein sound ganz fürchterlich
durch alle straßen im städtchen.
boys and girls versammeln sich und toben herum
zusammen, und mit den mädchen.

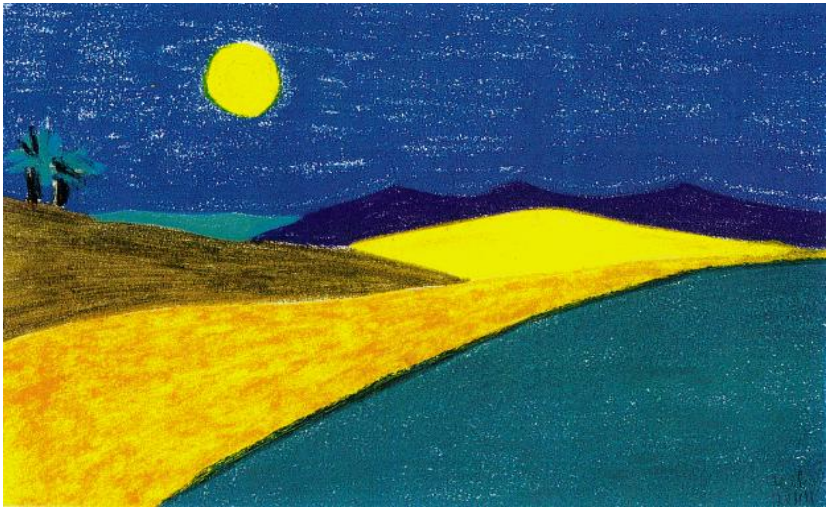
gestreifte busen hüpfen herum,
karierte hosen dahinter.
man flüstert: der FRÜHLING steht bevor,
dahinter gab’s gerade den winter.

das saxophone röhrt.
die klarinette stöhnt,
das becken streicht blass dazu.
der notenschlüssel rast die tonleiter hoch,
dahinter gab’s gerade den winter.

der ohrring klimpert im takt.
der fuß tobt über das pflaster.
der maydance packt am kragen sie noch,
dahinter gab’s gerade den winter.

-so it’s going on-

Renate Dorten: „Nacht über der Wüste“



Jakob Anderhandt

„Anthroposophisch“

Zuerst sah ich ihre Haare. Sie waren schwarz. In einem Knoten liefen sie zusammen. Die Frau hielt den Kopf gesenkt. Sie wirkte traurig. Jetzt wanderte ihr Arm in die Höhe. Sie stickte. Seit langem war ihr Haus nicht gestrichen.
„Praxis“ – das zweite Wort auf dem Schild neben der Türe hatte ich verstanden. Das erste fing mit einem H an, es hatte zwei O und ein Ö. Auf dem Fenstersims bei der Frau stand ein Totenschädel. Wo war ihr weißer Kittel?
„...’allo, du Kleiner, bis’ aber ganz schön neugierisch ... !“ Das Fenster stand offen. Ich schaute sie an.
„Du bist gar kein Doktor“, sagte ich entschieden. „Du bist eine Hexe!“
„O-lala, isch eine ’exe? Na, na, na!“ Sie lachte. Dann drohte sie mit dem Finger. „’enri, komm einmal ’er!“ Ein Junge erschien. Er war so alt wie ich. Seine Haut hatte einen dunklen Ton. Er winkte. Ich winkte zurück.
„Das ist ’enri“, sagte die Frau. „Er möchte mit dir schpielen. Wie ’eißt du?“ Ich schwieg. Die Frau machte eine Bewegung. Henri verschwand.
„Wohnst du ’ier in der Schtraße?“
„Da hinten“, sagte ich.

Im Fenster erschien jetzt ein Kasperl. Er hatte ein grelles Kostüm an, seine Augen waren aufgerissen und seine Nase spitz. Trotz der Entfernung konnte ich ihre Löcher sehen.
„Mein Kasperl ist aber viel schöner!" rief ich.
„Da könnt ihr zusammen schpielen! Zwei Kaschpärl, das ist doch noch viel schöner!"
Ich wandte mich ab. Ich ging, fast lief ich. Hinter mir schloss sich das Fenster.

„In einer halben Stunde gehen wir jemand besuchen", sagte meine Mutter beim nächsten Mittagessen. „Es ist ein Junge aus Belgien. Er heißt Henri. Er ist neu hier in der Straße. Sein Vater ist Arzt." Ich steckte meinen Zeigefinger in den Mund, um Spucke draufzutun. Dann fing ich an, von meinem Teller die Brotkrümel aufzupicken.
„Jakob? Du sollst deinen Kasperl mitbringen!"
„Der Kasperl will aber nicht", meinte ich beleidigt. „Hat er mir schon gesagt."
„Ja, kennt der Kasperl denn die Leute?"
„Nö. Der will aber trotzdem nicht."
„Und was ist mit dir?"
Ich pickte Krümel. „Da wohnt eine Hexe", sagte ich.
„Da wohnt überhaupt keine Hexe!" widersprach meine Mutter. „Außerdem, jetzt lass das mal mit den Krümeln!

Da wohnt eine sehr nette Familie. Und deshalb kommst du in einer halben Stunde auch mit!"
Immerhin, mein Kasperl durfte zu Hause bleiben.

Unsere Mütter tranken Tee. Unterdessen saßen Henri und ich in einem Nebenzimmer, das bis auf wenige Gegenstände leer war. An der Wand in einer Doppelwiege schliefen die Zwillinge Jean und René. Wir mussten leise sein. Immer, wenn ich etwas sagen wollte, hob Henri einen Finger und zischte. Schließlich nahm er aus der Zimmerecke seinen Kasperl. In mir kroch erneut die Furcht hoch. Die Alleebäume überschatteten das Fenster, in dem Zimmer war kaum Licht. Der Kasperl klatschte in die Hände. Für mich war er ein giftiger Vogel; im Nu saß ich oben auf dem Schreibtisch. Henri stutzte. Er nahm die Puppe fort. Wenig später saß auch er auf dem Tisch. Beide sahen wir in die Straße. Zwischen uns gab es kein Geräusch mehr. Dann, kurz bevor Frau Morél in das Zimmer trat, schob Henri eine Muschel zu mir herüber. Sie hatte zwischen uns auf dem Fensterbrett gelegen. „Bekommst du geschenkt", sagte er. Ich nahm die Muschel, aber ich bedankte mich nicht. Im Unterschied zu seiner Mutter sprach Henri ohne Akzent.

Es gibt Dinge, die mit den Jahren weniger werden, doch sie verschwinden nie ganz. In der dritten Klasse waren

Henri und ich die dicksten Freunde. Seine Mutter aber mochte ich nach wie vor nicht. Einmal saßen wir auf der Schaukel und unterhielten uns über unsere erste Begegnung: er dort am Fenster, ich auf der Straße. Henri meinte, er habe mich vom ersten Augenblick an gemocht. Am liebsten wäre er aus dem Fenster gestiegen und über den Gartenzaun zu mir gesprungen. Ich sagte, ich hätte ihn vor lauter Angst kaum gesehen. Seine Mutter hätte alles überschattet – wie ein Alleebaum. Dann hatte ich die Muschel zurückgeben müssen. Sie sei ein Andenken von ihr. Ich verstand es nicht. Ab da war sie für mich nicht nur böse, sondern auch ungerecht. Denn Henri hätte mir nie etwas geschenkt, das nicht ihm gehörte.
Mit der Zeit hatten auch unsere Eltern Bekanntschaft geschlossen. Trotzdem fühlte ich mich niemals wohl in dem Haus der Moréls. Ein kühles Etwas gab es da, das alles registrierte. Henris Vater war Homöopath. So gut es ging, hatte mir mein Vater erklärt, was das war. Auguste Morél ging auch mit der Wünschelrute. Doch tat er das nicht gerne, weil es weh tat. Sobald er auf eine Wasserader stieß, sagte Herr Morél, ginge es wie ein Schlag durch seinen Körper. Danach habe er mehrere Tage lang Schmerzen in allen Gliedern. In Belgien hatte er jüngst für fünf Familien Brunnen gesucht, das sei fürs erste genug. Auguste Morél hatte

eingefallene Wangen, bei einsachtzig wog er nur knapp fünfundsechzig Kilo.
Das kühle Etwas, so sickerte allmählich durch, gab es tatsächlich. Die Familie besaß keinen Fernseher, und Comics waren verboten. Jeden Abend traf man sich im Wohnzimmer. Der Vater las Nachrichten aus der Zeitung vor, über die er mit seiner Frau diskutierte. Auch Henri wurde um seine Meinung gefragt. Die Doppelwiege mit den Zwillingen stand dann ebenfalls in dem Raum. In späteren Jahren hockten Jean und René auf der Couch und wurden zum Stillsitzen erzogen. Hinter ihnen in den Regalen fanden sich fast alle großen Romane der französischen Klassik. Nach den Zeitungsnachrichten nahm der Vater eines der Bücher, erzählte etwas zu dessen Handlung und las dann ein Kapitel vor. Auch hierüber wurde diskutiert.
Vielleicht lag es daran – für Henri jedenfalls waren die Gestalten der französischen Klassik Wesen der Gegenwart. Charles, Svann und Dr. Rieux waren für ihn, was für mich die Biene Maja, Pipi Langstrumpf und die Fünf Freunde waren. Vom einen Universum zum anderen war es eine weite Reise, und ich glaube, wir schafften sie damals nur, weil wir Kinder waren.
Erst während des Studiums habe ich begriffen, was es mit acht oder neun Jahren in Henris Welt alles nicht gab. Durch den fehlenden Fernseher, das Verbot der Comics war er ganz auf die Schrift fixiert. Auch gab es

für ihn keine kindliche Phantasie, keine spielerische Rebellion und keinen blanken Unsinn. Ähnlich wie der Nachwuchs im Mittelalter war Henri, nachdem man ihn für lebensfähig befunden hatte, aus der Wiege genommen und in die Welt der Erwachsenen gestoßen worden. Wenn wir bei mir im Zimmer saßen, dann packte ich frisch drauflos die Legosteine aufeinander. Henri aber war wie ein Erwachsener, ein ausgebildeter Ingenieur. Er konnte nichts bauen ohne Plan. Ob Haus, ob Tresor, ob Rakete, meist war ich schon beim Umbau, da verfing Henri sich im ersten Drittel. Sein Plan war nicht aufgegangen – aber auf gar keinen Fall ging es nun ohne zweiten, ohne neuen. Etwas spontan mit Henri gemeinsam zu bauen war unmöglich. Immer musste erst über den Plan gesprochen werden. Tat man es nicht, dann saß Henri vor seiner Bauplatte wie gelähmt, zog sich in sich zurück und grübelte. Es war schon schwierig: Die Grenze zwischen uns war nur von einer Seite aus offen.

Manchmal stellte ich ihn mir damals mit sechzehn vor. Er würde eine Ideendampfmaschine sein, dachte ich, grau, ein bisschen staubig und mit fettigen Haaren. Er hätte eine Nickelbrille auf und schaute durch sie wie Sartre, allerdings ohne zu schielen. Immer noch würde er mich besuchen, doch konnte es gut sein, dass er sich verspätete. Manchmal einen, manchmal zwei, manchmal drei ganze Tage. Und wenn er dann endlich

kam, würde er sagen: „Tut mir leid, ich bin zwar erst auf Seite dreiundzwanzig, aber ich musste noch den Roman zu Ende denken." – Tatsächlich hatte Henri schon mit sechs eine stattliche Zahl eigener Bücher. Sie standen in einem Glasschränkchen neben dem Sessel, in dem Frau Morél nachmittags stickte. Denn in Frau Moréls Kindheit hatte es nicht nur keinen Fernseher und keine Comics gegeben, sondern in ihrem Elternhaus war das Lesen allgemein verboten gewesen. Besser gesagt, es wurde als Zeitverschwendung angesehen. Nun schaute Frau Morél während meiner Besuche oft zu uns ins Zimmer herein und rief: „'enri komm, 'ol deinem Freund un' dir ein Buch!"
Sie war in Rahier aufgewachsen, einem Dorf, etwa fünfzig Kilometer südwestlich des Hohen Venns. Sieben Kinder, und wenn der Vater eines der älteren mit einem Buch erwischte, dann sagte er: „Leg sofort das Buch weg und tu etwas Anständiges! Sei den Jüngeren ein Vorbild." Mit vierzehn war Martine, geborene Loquin, zu ihrem Großonkel nach Aachen geflohen. Die Familie duldete es. Es kamen höchstens alle paar Wochen ein paar Zeilen von ihrem Vater, dass sie sich gut benehmen und dem Onkel nicht zur Last fallen solle. Zwei Monate vor ihrer Flucht hatte sie in einer Bar Auguste Morél getroffen. Dorthin, nach Verviers, hatte sie ein Junge des Nachbardorfs in seinem Auto mitgenommen. Es war das erste Mal, dass Martine

weiter als zwanzig Kilometer von Rahier entfernt war. Auguste stammte aus Sourbrodt, unmittelbar hinter der Grenze zu Deutschland.
Liebe war es kaum, die beide zusammenführte – und bis zuletzt zusammen hielt. Im Gespräch mit meinen Eltern sagte Frau Morél einmal, dass man schließlich ebenso gut heiraten könnte, weil es zu einer bestimmten Zeit im Leben nichts anderes zu tun gibt.

Henri und ich kamen auf unterschiedliche Gymnasien. Seine Familie zog aufs Land. So trennten sich unsere Wege. Erst als ich mich im Hauptstudium befand, lag eines Tages ein Brief bei mir im Kasten. Nicht von Henri, sondern von Frau Morél. Ihrem Sohn gehe es sehr schlecht, er brauche viele Hilfe, vielleicht auch die meine. Ob ich ihn besuchen könne? Man würde auf mich hoffen. Art und Aufmachung des Briefes waren wenig erfreulich; den Nachsatz fand ich beinahe unverschämt. Trotzdem rief ich an, und wir vereinbarten den folgenden Sonntag.
Henri lag im Bett. Er war blass, schwach, und er hatte eingefallene Wangen wie sein Vater. Abwechselnd erzählten Frau Morél und er.
Nach dem Gymnasium hatte Henri ein Studium der Elektrotechnik in Aachen begonnen. Das bot hervorragende Berufschancen; menschlich aber war Aachen eine Katastrophe. Bei vierzehn Studentinnen

auf sechshundert Studenten wurde in der Hauptvorlesung applaudiert, wenn eine von ihnen den Hörsaal betrat. Es wurde gewettet, es wurden Verträge geschlossen, es wurde Geld gezahlt um festzulegen, welcher Student welche Studentin wann zu sich einladen durfte. Henri hatte es trotzdem geschafft und eine beachtliche Heerschar an Konkurrenten abgehängt. Bis vor einem Monat war er mit Veronika zusammen gewesen – Technikerin, Planerin, Rationalistin, ganz wie er: „An den Wochenenden", erzählte Henri, „sind wir meist in die Innenstadt und haben uns Arm in Arm die Schaufenster angesehen, Sachen für die Wohnung. Am Mittwoch oder Donnerstag hat man sie dann heimlich gekauft, als Überraschung für den anderen. Das ist der Reichtum von Aachen." Bis Veronika angefangen hatte von der Welt zu träumen und nach Köln gefahren war. „Es war seltsam", meinte Henri. „Ich habe sie zum Bahnhof gebracht, auf den Bahnsteig. Sie aber wollte unbedingt alleine fahren. Wir sagten bloß Tschüß, der Zug kam, und die Worte der Ansage reimten sich: ‚Gleis acht wird jetzt bereitgestellt/ Stadtexpress nach Bielefeld.' Es war ein absurdes Theater."

Zwei Tage später hatte Veronika angerufen und Schluss gemacht. Gab es einen Neuen? Eindeutig nicht. Tief erschüttert und gekränkt hatte Henri zu einem generalstabsmäßig organisierten Gegenangriff

angesetzt. Über einen Freundesfreund gelangte er an Veronikas Adresse. Er brauste nach Köln und quartierte sich in einer Herberge ein. Auf Schritt und Tritt wurde Veronika nun überwacht. Henri hüpfte hinter Mauern, Motorhauben und Plakatwände. Er schoss Fotos, er kritzelte Notizblöcke voll mit Straßennamen, Hausnummern; er rekonstruierte ihren Tagesablauf auf Minuten genau. Aber – da war tatsächlich nichts. Kein Neuer, kein Anderer. Kein Indiz, kein noch so versteckter Hinweis. Einfach nichts. Statt dessen war es, wie Veronika gesagt hatte. Sie wollte bloß weg aus Aachen. Und sie wollte Schluss machen mit ihm.
„Kennst du den Film ‚Die zwei Leben der Veronika'?" fragte Henri mich nun.
„Ja", sagte ich.
„Meine Veronika hat auch zwei Leben. In dem einen, dem mit mir, da hat sie für das zweite gelernt. Sie sagt, unser Leben in Aachen hätte ins Nichts geführt. Nur, was meint sie damit?"
Seine Naivität machte mich fassungslos. Ich selbst war inzwischen mit dem Frachtschiff um die halbe Welt gereist, den letzten Sommer hatte ich in Russland in Sankt Petersburg verbracht. Abends um halb elf hatte ich Schießereien auf dem Newski-Prospekt gesehen, beim Dr. Oetker-Café, in dem Bahlsen-Kekse hinter Panzerglas aufgestellt waren. Während der Rückreise auf einer Fähre hatte ich mit einem polnischen

Autodealer zwei Nächte lang durchgetrunken. Hier aber lag Henri. Mit viel Mühe und Penicillin hatte er eine Lungenentzündung überstanden, zu der es gekommen war, weil seine Informatik-Technik-Göttin ein anderes Leben wollte als Aachen und „in die Welt" (*expressis verbis:* nach Köln) gezogen war. Aber den Unterschied zwischen uns beiden schien Henri zumindest zu spüren.
„Im Vergleich zu dir komme ich mir vor wie ein Krüppel", sagte er erschöpft.
„Vielleicht habt ihr einfach nicht zueinander gepasst", meinte ich. „Vielleicht ist alles, was ihr hattet, ein Notbündnis gewesen gegen die innere Leere der Kaiserstadt."
Henri schluckte. „Wir beide, du und ich, wir denken so verschieden. Wie kann das sein?"
„Ja, was weiß ich? Vielleicht denken wir nicht nur verschieden, sondern wir *sind* verschieden."
„Und Veronika und ich ... sind es auch?"
„Was kann ich da sagen? Ich habe sie doch nie gekannt!"
„Trotzdem, vielleicht hast du recht. Vielleicht sind Veronika und ich verschieden. Vielleicht habe ich das in meinem Plan nicht beachtet."
Ich lächelte schwach. „Ohne Plan kannst du noch immer nicht, oder?"
Es war, als zerbräche etwas in mir. Plötzlich hatte ich keine Ahnung mehr, was ich in dem Raum noch sollte.

Um Henri körperlich auf die Beine zu bringen, gab es einen Hausarzt. Ihn päppeln konnte seine Mutter. Höchstens brauchte er mich als Nabelschnur, eine Art Filter zur großen, planlosen Welt. Doch dazu, fand ich, war er zu alt. Die Verbindung musste er alleine schaffen.
„Darf ich dir schreiben?" fragte Henri schüchtern.
„Klar, jederzeit ...", sagte ich, als ich aufstand. Es klang verlogen. Während ich Henri noch über die Stirne strich, ging Frau Morél bereits aus dem Zimmer. Draußen auf dem Flur wartete sie auf mich.
„Jakoob, dass mein Junge ... dass dieser Junge so viel dänkt ... von wem 'at er es nurr?"
„Von wem?"
„Jakoob, sag es mir, ehrrlisch!"
„Na ... von Ihrem Mann, von Ihnen ... von all dem hier! Hier kann man doch nichts anderes, als ... denken! Über sich und den Menschen im allgemeinen immer nur ... nachdenken!"
„Also du meinst ... meinst du, es ist ein Ertsiehungsfehlär? Daran liegt äs?"
„Ja, natürlich."
Doch merkte ich gleich, dass meine Worte auf feindlichen Boden fielen. Grausam wurden sie nun zerteilt und geplündert. Frau Morél holte Luft zu einer Erwiderung. Mich überkam die Wut.

„Und, wo steht das jetzt?“ zischte ich los. „Na, wo steht die Antwort? Bei Proust? Bei Flaubert? Bei Rousseau? Bei Molière?! Ja – wie entkräftet man wieder alles, um weiterzumachen, nur um weiterzumachen wie bisher?“

Drei Jahre später bekam ich den nächsten Brief. Er war von Henri und kam aus einem kleinen Dorf in der Champagne der Ardennen. Auf einer Reise nach Nepal hatte er die Liebe seines Lebens kennen gelernt. Sie hatten geheiratet, das erste Kind war seit ein paar Monaten auf der Welt. Seine Frau sei der ideale Ausgleich, schrieb Henri. Sie sei Europäerin, hätte aber lange in einem tibetischen Kloster gelebt. Das Dorf in der Champagne war ein Kompromiss, damit sie weiter meditieren konnte. Er selbst hätte sich auf die Entwicklung von Software spezialisiert. Den Großteil seiner Arbeit erledigte er von zu Hause aus. „Schade ist nur“, schrieb Henri, „dass wir so wenig Gleichgesinnte in La Trappe sur Bois haben. Es gibt hier kaum jemanden, der Bücher liest. Wenn wir Austausch möchten, dann geht das nur übers Internet.“ Auffällig an seiner Schrift waren die großen Unterlängen. Die meisten von ihnen gingen in die nachfolgende Zeile, um dort zwei, manchmal sogar drei ganze Buchstaben zu umkreisen. Zuletzt fragte Henri, ob ich ihn besuchen käme.

Ich lag auf dem Sofa. Mir wurde mulmig, wie es mir früher in Gegenwart seiner Mutter geworden war. Zu gern hätte ich ihn gefragt, was er inzwischen über seine Erziehung dachte. Doch ansonsten zog mich nichts nach La Trappe. Denn was die Stimmung im Hause Morél betraf, hatte ich mir nach dem letzten Besuch ein Wort zurechtgelegt. Seine Bedeutung passte nicht, und darum – wenn nicht ohnehin schon – war es ungerecht und falsch, Henris Kindheit und Jugend auf diese Art auf den Begriff zu bringen. Aber das Wort hatte genau den richtigen Klang: „Anthroposophisch".
Ich beschloss, Henris Einladung abzulehnen.

Kay Ganahl

Elfie lernt das Leben

Gern spielt sie, balgt und rezitiert Gedichte,
es ist ihr junges Leben.
Und baut Burgen am Sandstrand -

alldieweil begegnet man ihr,
der dann unterm Blondschopf Begrabenen
auch in Ecken, unter Sofas.
Denn nicht jeder mag sie!

Dies muss sie ertragen lernen, also
tolerant gegen ihre Antipathen werden.
Neben der Freude das Leid akzeptieren …

Ein Lernprozess …:
Mit Sebastian spielt sie, mit dem Lutz streitet sie sich.
Auf alle Fälle füllt sie die Zeit aus
mit sinnvollem Tun

„Aber zu dick bist du auch!" mahnt Mutter Sofie.
„Mir geht es gut!" antwortet sie dann gern.
Kein Tag wird Elfie zu lang.

Angelika Stephan: „Vogelflugneurank“

Marlies Strübbe-Tewes

Nach Hause

Zu Hause werde ich erwartet, ich muss nach Hause. Ich sollte mich beeilen. Hoffentlich muss ich nicht hier auf diesem Platz stehen bleiben. Stehen bleiben ist gefährlich. Gut, grünes Licht, weiter. Verstohlen blicke ich mich um, ich fühle mich verfolgt. In einiger Entfernung laufen drei Gestalten, zwei dunkel Gekleidete und jemand mit auffällig roter Jacke. Der Rote bleibt zurück, aber die beiden anderen, ich spüre, wie sie sich anstrengen, mir näher zu kommen, scheinen Komplizen zu sein. Mal ist der eine vor, mal der andere. Rennen, am besten ist ich renne nach Hause! Dort bin ich in Sicherheit! Wenn ich doch nur schneller laufen könnte! Jetzt ist der eine nah hinter mir. Lahm, meine Füße scheinen wie gelähmt zu sein. Der andere in Schwarz holt auf. Ich habe Angst. Jetzt überholt mich der eine, der andere ist mir dicht auf den Fersen. Sie haben mich in der Zange! Was soll ich tun? Was wollen sie? Trachten sie mir nach dem Leben? Mein Zuhause, ich sehe mein Zuhause. Ich setze zum Spurt an, ich muss an dem Vordermann in Schwarz vorbei! Ich raffe alle Kräfte zusammen, geschafft, ich kann überholen! Ich bin außer Atem, erschöpft. Beide sind hinter mir, ganz dicht. Die Haustür, ich bin an der

Haustür. Ich stolpere, drohe hin zu fallen, fange mich, mit letzter Kraft stürze ich ins Haus. Gerettet!

"Mit dir spiele ich nie mehr Mensch-ärgere-dich-nicht! Du gewinnst ja immer!" Enttäuscht befördert mein Bruder das Spielfeld zur Tischmitte, meine gelben, Muttis rote und seine schwarzen Puppen purzeln durcheinander.

Maria Stalder

Märchenwelt

Fantasiereiche, geheimnisumwobene Geschichten,
schwierige, spannungsgeladene Prüfungen
zauberhafte, magische, wundersame Kräfte,
vielfältige Märchenwelt
drei Wünsche frei, …
Erinnerungen an unbeschwerte Kindertage,

und wenn sie nicht gestorben sind,
leben sie noch heute.

Heinrich von der Furth

Keiner Kinder Spiel

In einer alten niederrheinischen Stadt machten Spaziergänger unlängst einen grausigen Fund. Auf dem Grund eines über Jahrzehnte von Wasser gefluteten Naturdenkmales stießen sie nach dessen unvermittelter Trockenlegung auf die im Schlamm sich abzeichnenden Umrisse zweier Mädchenkörper.

Eilends herbeigerufene Beamte der örtlichen Kriminalpolizei sowie in weiße Ganzkörperanzüge gehüllte Experten der Spurensicherung huben bald darauf in Folie verschweißte mumifizierte Leichname aus. Wie sich bei anschließenden gerichtsmedizinischen Untersuchungen erweisen sollte, betrug das Alter dieser illegal bestatteten Mädchen acht bis neun Jahre. Ihr Tod lag ungefähr fünfzig Jahre zurück; wie lange sie auf dem Grund des künstlich angelegten, baumbestandenen Gewässers gelegen hatten, konnte ohne weitere Indizien zunächst nicht festgestellt werden.

Aus den Unterlagen regionaler Polizeibehörden gingen keine passend erscheinenden Vermisstenanzeigen oder solche früher behandelten Fälle hervor, in denen zwar ein Täter hatte überführt werden können, die Opfer

jedoch unauffindbar geblieben waren. Licht in das Dunkel sollte erst das Verschwinden eines weiteren Kindes kurz nach der Entdeckung der beiden Leichname bringen.

Die achtjährige Laura hatte ihr elterliches, in der nahe gelegenen „Pomona" angesiedeltes Haus während einer Nacht unbemerkt verlassen. Erst zwei Tage darauf fanden Nachbarn das Mädchen schwer verstört, äußerlich jedoch unbeschadet wieder auf. Erst nach einer Weile liebevoller Fürsorge der Eltern begann sich die Zunge des Kindes allmählich zu lösen.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit berichtete Laura ihrer Lieblingsoma, was sie erlebt hatte. In besagter Nacht waren plötzlich zwei „durchsichtige Mädchen" in ihrem Kinderzimmer gestanden. Der Schein der lindgrünen Steckdosenlampe, welche die Eltern ihr zur Abwehr von Angst vor der Dunkelheit zugestanden hatten, schimmerte blass durch die vermeintlichen Nebelgebilde hindurch; doch auch von diesen selbst ging ein schwaches Leuchten aus und erhellte den Raum ein wenig.

Ob Lauras Aufwachen und das Eintreffen dieser beiden Überraschungsgäste auf den gleichen Moment fielen, konnte das Kind nicht benennen. Es wusste lediglich zu berichten, dass es von Beginn an angstfrei gewesen

war und so neugierig wie erstaunt diese beiden angeschaut hatte.

Die Wesen sprachen und gestikulierten nicht. Sie sahen Laura unverwandt an und schienen doch in einer anderen, eigenen Welt zu weilen, so wie wir mitunter den Blick auf ein Gegenüber geheftet haben, in Wahrheit aber ganz nach innen gekehrt sind. Die Augen der beiden, wusste sich Laura zu erinnern, waren so milchig und farblos wie ihre gesamte übrige Gestalt. Dennoch lag in ihrem Blick eine Kraft, die magnetisch anziehend war und Laura ohne Worte aufforderte, ihnen zu folgen, als die gerade erst Eingetroffenen sich der Kinderzimmertür zuwandten.

Kurze Zeit später stand die Gruppe schweigend vereint am Ufer des nahe gelegenen Flusses Erft. Im anhebenden Tageslicht gebaren Nebelschwaden über der Wasseroberfläche stetige Unruhe, wälzten sich fortwährend um, ohne jedoch dem stillen Treiben des Flusses zu folgen. Diese einem Fleck verhaftete Ruhe, das unausgesetzte Sich-Überstülpen und -Umschichten sowie das permanente Dahinfließen bildeten eine Dreieinigkeit, die keinen sinnhaften Zusammenhang zu ergeben schien und auch nicht nach jemandes Verstehen verlangte.

Den Blick leicht der Sonne entgegen wendend, sah Laura, wie ein einzelner Sonnenstrahl durchs Laub hindurchbrach und gleich dem Schwert eines Kreuzritters breit und mächtig auf der Erde stand. Alle Kraft der Sonne schien in diesem Strahl gebündelt und bald war es, als ginge das Gleichgewicht der ganzen Welt von dieser sich wie ein Lot herabsenkenden Kraft aus.

Lauras Begleiterinnen schwebten mit ihr etwas weiter den Flusslauf hinauf. An einer von weniger Gesträuch und Bäumen umstandenen Stelle reflektierte das in ständiger Unruhe dahinströmende Wasser das Sonnenlicht. Aufgrund des flachen Einfallswinkels der Strahlen vermischten sich Lichtschein und Wasseroberfläche, durchbrachen einander unablässig, sodass keines von beidem auch nur für einen Moment eine geschlossene Oberfläche zeigte.

Das Licht tanzte wie Funken auf dem Wasser, es glitzerte und blinkte in einem fort. Laura schien es, als belebe sich dort etwas, was mit so unterschiedlichen Zeichen wie jenen des Alphabets zu ihr sprechen wolle. In Wahrheit jedoch hatten ihre Besucherinnen zu ihr zu sprechen begonnen: „Wir sind gekommen, weil wir das Schweigen brechen wollen. Ein Verbrechen kann nur gesühnt, eine Sünde nur vergeben werden, wenn sie eingestanden sind.

Von diesem Fluss aus speist sich ein schmaler Kanal. Dieser strömt an einer Stelle auch in ein zwei-mal vierhundert Meter breites, abgesenktes und von Bäumen bestandenes Areal. Dorthin wurden unsere Körper, nachdem man uns geschändet, getötet und sorgsam balsamiert hatte, gebracht. Wir sollten für immer dort liegen und nie gefunden werden, denn der das getan hatte, wollte seine Familie nicht mit in sein Unglück stürzen.

Dieser Mann war der Vater deines Vaters und er hat im letzten großen Krieg noch weitaus schrecklichere Dinge getan. Der Fluch des Schweigens lastet schwer auf euch allen, Laura. Aus diesem Grund sind wir gekommen, um dir davon zu berichten. Wenn du groß geworden sein wirst, geh in die Archive und finde die Wahrheit heraus. Mache öffentlich, was seit so vielen Jahrzehnten immer noch mit dem Mantel des Schweigens bedeckt wird.

Lass deine Großmutter und deine Eltern nicht mehr wissen, als sie müssen, als sie wollen. Aber du – finde du für dich heraus, was wirklich geschehen ist. Wir lassen dich jetzt allein und ziehen mit den Nebelschwaden für immer fort von hier. Aber vergiss uns nicht, Laura, bitte! Erst wenn du in deinem Herzen zulässt, was lange schon hätte gefühlt werden sollen, werden auch wir den ewigen Frieden finden."

Die beiden Mädchen lösten sich bald darauf im stärker werdenden Sonnenschein auf, ganz wie die Nebelschwaden über der Erft. Laura sollte noch lange ziellos umherwandern, bis sie wieder zu sich kam und das elterliche Haus fand.

Die Augen ihrer Großmutter waren in Ansehung ihres Berichtes tief rot und tränenüberströmt. Durch Laura hindurch sprachen nicht nur ihre Besucherinnen, sondern auch all die vielen Toten, über die ihr Mann nie hatte sprechen können. Viel zu früh war er gestorben und immer hatte sie gewusst, dass die Last des Unaussprechlichen sein Herz gebrochen hatte.

Um ihr Gewissen zu erleichtern, erzählte sie mir, nicht aber ihrem Sohn diese Geschichte. Das ist nun ein halbes Jahr her, und völlig überraschend verstarb sie bald nach den beschriebenen Ereignissen. Sie bat mich lediglich, Laura diese Erzählung erst auszuhändigen, wenn sie erwachsen wäre. Dabei sah sie mich aus merkwürdig milchig-farblosen Augen an.

Laura hat sich seither äußerlich noch kaum verändert. Nur die Tatsache, dass sie trotz ihrer erst acht Jahre angibt, Richterin am Internationalen Gerichtshof für Menschenrechte werden zu wollen, versetzt ihre Umgebung doch sehr in Erstaunen.

Kay Ganahl: „Mann mit V-Birne, 1997“

Maria Stalder

Unheimliche Momente

Draußen weht es. Erste Blätter fallen von den Bäumen. Tief hängen die Wolken. Blitze zucken, der Donner rollt. Es beginnt zu stürmen und zu regnen. Bald liegt alles in der Finsternis. Ich versuche mich abzulenken. Es will mir nicht recht gelingen. Im Haus fühle ich mich sicher. Überall ist Licht an. Draußen erhellen kurz hintereinander folgende Blitze die hügelige Landschaft, bevor sie wieder in der Dunkelheit versinkt.
Da fesselt ein unheimliches Geräusch, dass aus dem Kellerraum kommt, meine ganze Aufmerksamkeit. Es ist, als ob jemand an der Türe kratzt oder durch den Keller huscht. Dann beginnt es zu rascheln, laut oder leise. Ich traue mich nicht die Kellertür zu öffnen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist.
Das Gewitter ist weitergezogen. Aber diese merkwürdigen Geräusche sind immer in kurzen Abständen zu hören bis es still wird.
Ich fasse mir ein Herz, öffne einen Spalt die Kellertür. Nichts ist zu sehen, nichts zu hören. Dann knipse ich das Licht an, lasse meinen Blick schweifen, verhalte mich ruhig. Nach einer Weile, in der nichts passiert, schließe ich die Kellertür und beschäftige mich mit anderen Dingen, bis ich schlafen gehe.

Am anderen Tag habe ich diese Begebenheit längst vergessen. Mit Beginn der Dämmerung
sind wieder diese Geräusche aus dem Keller zu hören, erst leise, dann immer etwas lauter.
Diesmal hören es alle Familienmitglieder.
"Was kann es mit diesen Geräuschen auf sich haben?", überlegen wir. An Gespenster und Geister glauben wir nicht. Vorsichtig schleiche ich zur Kellertür, öffne sie abrupt und schalte sofort das Licht an. Nichts ist zu sehen. Es bleibt still. Diesmal warte ich im Flur, ob sich die Geräusche wiederholen. Es tut sich nichts.
Inzwischen rätselt die Familie, was es mit diesen unheimlichen, nicht näher definierbaren Geräuschen auf sich hat, denn im Keller steht alles an seinem rechten Platz. Nichts ist verrutscht. Alles hat seine Ordnung.
"Wer oder was verursacht dann diese eigenartigen Geräusche?", "Warum geschieht es immer um die gleiche Zeit?", "Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen?"
Am darauf folgenden Abend warten alle, was geschehen wird. Diesmal stehe ich hinter der Kellertür bis die Geräusche erneut beginnen. Langsam und leise öffne ich die Tür. Ein Schatten bewegt sich in der Nähe des auf Kippe geöffneten Kellerfensters. Er huscht hin und her, ist klein und sehr flink. "Was kann das nur sein?"
Mit der Taschenlampe leuchte ich in den Lichtschacht hinein. Dort liegt Laub, dass durch das grobe

Absperrgitter in den Lichtschacht gefallen ist. Wieder raschelt es. Aufgeregt huscht zwischen den Blättern, in einem unfreiwilligen Gefängnis, ein bräunliches Wesen hin und her.
Beim näheren Hinsehen erkenne ich eine kleine Feldmaus.
Gott sei Dank ist das Rätsel gelöst.
Mit vereinten Kräften wird vorsichtig die kleine Feldmaus in einen Karton bugsiert. Bevor es dunkel wird, bringen wir sie zurück aufs Feld. Sofort verschwindet die Übeltäterin. Jetzt kann sie ihr geregeltes Leben weiterführen.

Halina Monika Sega

Der Regenschirm

Was für ein Schmerz durchzuckte meinen Schädel, als mich Kordulas Regenschirm am Kopf traf. Ich torkelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber dem Nordparksee entgegen. Noch bevor das Wasser in mein Gesicht schwappte, hörte ich Kordulas zornige Worte wie durch Watte: „Immer gewinnst du jeden Wettbewerb, Clarissa! Und dann hat Jens nur Augen für dich. Aber wenn du stirbst …, wird er nur mich begehren."

Unfähig zu antworten, drang mein Gesicht ins kalte Wasser ein und ich fröstelte. Es fiel mir schwer, die Flüssigkeit nicht einzuatmen. Panik beschlich mich, und ich stemmte meine Hände durch das seichte Wasser, bis ich den Seegrund berührte. Doch genau in diesem Moment fühlte ich ihre Pumps auf meinem Rücken. Wieder hämmerte sie mit dem Schirm auf mich ein. Der erneute Schmerz explodierte in meiner Rückenpartie und raubte mir den Atem. Selbst husten misslang, und ich merkte, wie Blitze vor meinen Augen tanzten. Wieder erwischte sie mich an derselben Stelle, und mir wurde bewusst, dass Kordula durchdrehte und im Begriff war, mich zu töten. Mit letzter Kraft bäumte ich mich auf. Dabei hörte ich, wie sie neben mir ins Wasser plumpste und einen Wutschrei ausstieß.

Dies war die Gelegenheit, um mich zu retten. Ich rollte zur Seite und starrte in ihre Richtung, als sie sich erhob. Endlich konnte ich nach Luft ringen. Der Sauerstoff schoss in meine Lungenflügel und dehnte sie aus. Aber leider zu spät, denn ein erneuter Hieb traf mich an der Stirn. Ich sickerte in eine unendliche Schwärze, während ich schlagartig mein Bewusstsein verlor.

***

„Warum wollte sie sich das Leben nehmen, Walter?", waren die ersten Worte, die eine fremde Frauenstimme äußerte, die ich im Dämmerzustand vernahm. Ich strengte mich an, meine Augenlider zu öffnen. Unmöglich, denn sie waren zugeklebt, und es misslang mir. Auch bewegte ich mich, fand aber heraus, dass ich festgeschnallt war. Entkräftet ergab ich mich in mein Schicksal, trotz meiner großen Angst.
Unterdessen drangen Geräusche an meine Ohren, die ich nicht zuordnen konnte. Dazu piepste es ständig um mich herum.
Auch schmerzte mein Kopf entsetzlich, als ob eine Horde Wilde dagegen hämmerte. Ein Stöhnen verließ meine Lippen. Ich spürte Trockenheit in meinem Mundraum. Was war das? Zwischen meinen Zähnen befand sich eine Art Rohr. Es schmeckte metallisch und

ließ mich würgen. Welch verrückter Horrortrip ging hier ab?
„Ob sie Schmerzen hat?", hörte ich wieder die weibliche Stimme, aus der ich Besorgnis vernahm. Dadurch riss sie mich aus meinen panischen Gedanken. Gleichzeitig berührten mich mehrere Finger an der rechten Wange und streichelten mich.
„Keine Ahnung, Rita. Du kannst den Oberarzt danach fragen. Aber es ist bekannt, dass Komapatienten die unterschiedlichsten Laute von sich geben."
„Wieso ist es nur so gekommen? Ich hatte nie das Gefühl, dass wir sie vernachlässigten. Alles lief so gut für sie."
„Ach Rita", seufzte die Männerstimme. „Du musst die Schuld nicht immer bei uns suchen. Sie ist einfach ausgetickt"
Schuld, hallte in meinen Ohren wider. Dann merkte ich, wie Finsternis sich um mich rankte und ich erneut in tiefe Bewusstlosigkeit glitt.

***

Etwas kitzelte mich an der Nase, und ich musste niesen. Dabei riss ich die Augen auf und fühlte mich sofort geblendet. Reflexartig kniff ich die Augenlider zu und öffnete sie wieder mit bedacht. Die Sonne schien hoch am Horizont und brannte in meinem Gesicht. Es

musste Sommer sein, denn die Hitze setzte mir zu. Schweißperlen bildeten sich auf meinem Rücken und in meinem Gesicht, die dann herunter tropften.
Wo war ich?, schoss es mir durch den Kopf, als ich mich hektisch umschaute. Verwirrt zuckte ich mit den Achseln. Plötzlich drang ein Plätschern an meine Ohren, und ich schaute woher es kam. Ein See in einem kleinen Park mit alten hoch gewachsenen Bäumen erstreckte sich vor meinen Füßen. Enten und Gänse schwammen auf und ab und vermittelten einen Frieden, der mir ein Lächeln ins Gesicht zauberte. Gegenüber am anderen Ufer erkannte ich angebundene Ruderboote.
Völlig unerwartet baute sich eine Gestalt vor mir auf und griff nach meinem Oberarm. Sie drückte fest zu und brüllte: „Du kriegst ihn nicht, Schlampe!"
Entsetzt sah ich, wie sie ihren bunten Regenschirm hochhob und mit ihm auf mich zielte. Panisch riss ich die Hände abwehrend vor meinen Kopf. Dann schrie ich wie am Spieß und trat nach der Person, dessen Antlitz mir nichts sagte.
Wer war sie? Eine Frau? Nein, eine Jugendliche mit langen braunen Locken, die ihr bis zur Schulterpartie fielen. Währenddessen spürte ich andere Hände, die an mir zerrten und mich leicht rüttelten. Als es mir gelang, meine Augen aufzureißen, erspähte ich eine Frau in einem weißen Krankenhauskittel in den Fünfzigern. Sie

musterte mich mitleidig. „Beruhige dich, Kind! Du hast nur schlecht geträumt", sprach sie mich sanft an und fuhr mit ihrer Hand über meine Wange.
„Geträumt?", wiederholte ich mit gerunzelter Stirn und verstand nicht, was sie meinte. Erst jetzt merkte ich, dass ich in einem Bett lag und meine Hände samt Arme an den Betträndern fixiert waren. Es schmerzte, wenn ich daran zog.
„Wo bin ich?", stieß ich hervor und wandte meinen Kopf zum Fenster, welches vergittert war. Sonnenlicht kämpfte sich durch die matte Glasscheibe. Dabei entstand ein Schattenspiel am weißen Fliesenboden und den Wänden.
„Du lagst Monate im Koma und bist jetzt im St. Antonius-Krankenhaus in Kirchhellen", antwortete die Schwester. „Kannst du dich denn an gar nichts erinnern?"
Beschämt schüttelte ich den Kopf. Sogleich wollte ich mich aufsetzen. Doch auch an meinem Oberkörper und den Beinen waren Gurte befestigt, und ich konnte mich keinen Millimeter rühren.
„Es wird alles wieder gut. Du brauchst nur viel Ruhe. Bestimmt kommen bald die Erinnerungen zurück."
Jetzt wurde mir bewusst, dass ich noch nicht einmal wusste, wie ich hieß. Geschweige, wo ich vorher lebte. Ich kramte in meinem Gedächtnis nach meinem

Namen. Doch was ich erkannte, war nur unendliche Leere.
Besaß ich überhaupt einen Vornamen, oder wollte die Frau mich nur beruhigen? Traurigkeit überschüttete mich wie eine kalte Dusche, und ich zwang mich, nicht die Fassung zu verlieren. Längst schossen mir Tränen in die Augen, und ich schluckte mehrmals den Klos herunter, der sich in meinem Hals bildete und mich räuspern ließ.
„Das macht nichts! Wenn deine Eltern kommen, werden sie mit dir reden und dir erklären, was geschehen ist."
Ich nickte, und sie ließ mich los.
„Ruh dich aus, Kindchen." Mit diesen Worten verließ sie mein kleines Einzelzimmer. Darin befanden sich nur ein beiger Kleiderschrank und das Bett, an dem ich gefesselt war.
Ich zermarterte mir weiter das Hirn, aber mir fehlte jede Erinnerung, wann und wie ich hier hingekommen war. Also blieb mir nichts anderes übrig, als auf meine Eltern zu warten. Nach einer gefühlten Ewigkeit wurde die Tür aufgerissen, und ich hörte, wie mehrere Personen mein Gefängnis betraten. Ich blickte zu ihnen und beobachtete eine Fremde mit einem Lächeln auf den Lippen, als sie auf mich zulief.
„Ach Kind, endlich bist du ansprechbar", warf sie mir an den Kopf. Verängstigt zuckte ich zusammen.

„Rita, du erschrickst sie nur. Schau dir ihr Gesicht an, sie erkennt uns nicht", antwortete der eine Mann mit den grauen Haaren und dem Vollbart.
„Das ist völlig normal! Sie müssen mit ihrer Tochter Geduld haben. Wer vier Monate im Koma liegt muss ganz langsam wieder an das Leben herangeführt werden. Damit sie alle sanft in den Alltag zurückkehren können."
„Zum Glück tobt sie nicht wieder und schlägt um sich", gestand die Frau mit dem Namen Rita und seufzte bedrückt.
„Ihre Albträume waren schrecklich. Aber das müsste eigentlich überstanden sein. Endlich schlagen die Medikamente an."
Verwundert beäugte ich den Mann, der wie ein Arzt sprach und sich auch so benahm.
„Jetzt wird alles gut, Clarissa. Darf ich sie losbinden?", erkundigte sich Rita und warf dem jungen, dunkelhäutigen Mann einen fragenden Blick zu. Sein anthrazitfarbiger Anzug schien maßgeschneidert zu sein.
„Ist das nicht noch zu früh?", fragte der Grauhaarige mit besorgter Miene.
„Ja, bitte", bettelte ich und sah die drei Fremden flehentlich an.
„Wenn sie sich nicht wieder hineinsteigert, dass irgendwer sie umbringen will und versucht zu fliehen.

Dann ist das Gröbste überstanden", kommentierte dieser vermutliche Arzt, während er mich nicht aus den Augen ließ.
Ich verstand nur noch Bahnhof. Denn ich erinnerte mich überhaupt nicht an irgendeine dieser Episoden, von denen gesprochen wurde. Mein Gedächtnis war wie ein Schweizer Käse … völlig mit Löchern umgeben.
Wenn ich gekonnt hätte, würde ich die Fremden *Lügner* beschimpfen. Aber ich traute mich nicht, ihnen zu widersprechen. Ich hatte keinen Bock, weiter als Paket verschnürt in diesem kahlen Zimmer zu versauern.
„Ein Versuch wäre es wert. Diesmal bin ich gewarnt", antwortete der angebliche Arzt und kratzte sich am Kinn.
Schon machte sich diese Rita an meinen Gurten zu schaffen und befreite mich mit ein paar gekonnten Handgriffen.
Ich überlegte aufzuspringen, aber ließ es bleiben.
„Ach, Clarissa, Clarissa!", rief Rita und umarmte mich zärtlich.
War dies tatsächlich mein Name? Ich erinnerte mich nicht, ihn je gehört zu haben. Langsam hob ich meine Arme und streckte sie geradeaus, ohne die Umarmung zu erwidern. Ich begann zu zittern und hoffte, dass die Fremde mich los ließ. Stattdessen spürte ich etwas Feuchtes an meiner rechten Wange.

Weinte die Frau?, konnte ich mich nicht erwehren zu denken. Als ich ihr leises Schluchzen vernahm, versteifte ich mich und fühlte, wie sich Unbehagen in mir ausbreitete. Es schnürte mir die Kehle zu, und das Atmen fiel mir schwer. Wie gern hätte ich sie von mir gestoßen und wäre dann geflüchtet.
„Rita, du überforderst sie", ermahnte der Grauhaarige bestürzt und ich war ihm dankbar, als er Rita von mir wegzog.
„Walter, sie ist meine Tochter! Was würde ich dafür geben, wenn sie sich an mich erinnern würde. Dieser Scheiß Selbstmordversuch … hat alles kaputt gemacht", jammerte sie und wischte sich Tränen aus dem Gesicht.
„Selbstmordversuch?", fragte ich zögerlich, und mein Herzschlag beschleunigte sich rasant, während ich mich aufsetzte. Nie und nimmer glaubte ich meiner angeblichen Mutter diese Worte. Auch wenn mein Gedächtnis mich im Stich ließ. Ich spürte es in meinem Inneren, dass ich dazu niemals in der Lage wäre. Ich schüttelte den Kopf, und meine Lippen bebten, als ich ausrief: „Hier stimmt was nicht!" Durch meinen heftigen Gefühlsausbruch wäre ich am liebsten im Boden versunken oder hätte mich gleich in die hinterste Ecke verkrochen.
„Siehst du, was du angerichtet hast, Rita! Sie bekommt wieder einen Anfall!", brüllte dieser Walter mit rotem Kopf.

Doch ich wollte nicht so einen Anfall kriegen von dem sie gerade redeten. Ich musste nur wissen, was wirklich mit mir geschehen war.
Wie vom Blitz getroffen, spielte sich vor meinem geistigen Auge eine Szene ab. In dieser griff mich eine Unbekannte an und schlug mir mit einem Regenschirm auf den Schädel. War dies eine Erinnerung meines Lebens oder steckte ich mitten in einem Albtraum fest? Ich wusste es nicht! Zu verwirrt war ich von den Eindrücken der letzten Minuten. Traurig senkte ich mein Haupt und war unfähig, die Tränen am Laufen zu hindern, die über meine Wangen rannen.
„So hat sie noch nie reagiert", hörte ich den vermeintlichen Arzt sagen, der sich mir vorsichtig näherte. Dies ängstigte mich, und ich schlang meine Arme um meinen schmächtigen Körper.
Bestimmt stehe ich an der Schwelle zum Wahnsinn, dachte ich. Wieso erlebte ich diese Hölle? Oder gaukelte mein Verstand mir diese Trugbilder vor. Vielleicht war es auch nur ein böses Spiel, das meine Peiniger sich ausdachten, um mich verrückt werden zu lassen. Ich vertraute keinem mehr. Nein, oder starb ich etwa in diesem Wimpernschlag der Ewigkeit?
Wenigstens die schrecklichen Kopfschmerzen befielen mich nicht mehr. Aber zu viele Gedanken bombardierten mich in kürzester Zeit, die mir einen Schwindel bescherten. Kein Wunder, dass ich am Ende

war und nicht wusste, wie ich reagieren sollte. Deshalb hielt ich inne und starrte nur noch vor mich hin.
„Kommen die Erinnerungen zurück?", fragte der Dunkelhäutige und legte mir seine Hand auf die linke Schulter. Bei der Berührung fuhr ich zusammen, als ob ich einen elektrischen Schlag erhalten hätte.
„Ich weiß es nicht", gestand ich ehrlich. „Eigentlich weiß ich gar nichts mehr", keifte ich.
Mit überraschtem Gesichtsausdruck zog er seine Hand zurück und musterte mich prüfend.
„Alle Personen sind mir fremd … genauso die Stimmen, die ich höre. Nur eins sehe ich immer und immer wieder: Wie eine Jugendliche mir mit einem Regenschirm auf den Kopf schlägt, und ich mit dem Gesicht in einem See lande. Aber ich ertrinke nicht, sondern kann mich für eine Weile retten. Dennoch werde ich niedergeschlagen und stürze ins Ungewisse. Wieso es passiert? Da habe ich keine Ahnung. Nur die Hassgefühle, die diese Fremde aussendete, kann ich ebenfalls nicht vergessen."
„Dein Albtraum, der dich verfolgt … seit du in der Klinik bist, Schätzchen! Das ist alles, was du siehst oder dich erinnerst?"
Ich nickte bloß.
„Und wenn es mehr ist, Frau Geier?"
„Sie meinen, jemand hat versucht sie umzubringen, Doktor Landau?"

„Wir sind immer nur von einem Selbstmord ausgegangen, weil ein Ruderer sie treibend am Ufer gefunden hat. Jedes Mal erwähnten sie selbst, dass ihre Tochter keinen Grund hatte sich das Leben zu nehmen. Ihre Abi-Noten waren spitzenmäßig. Sie hatte den mathematischen Wettbewerb als Beste bestanden und den ersten Preis gewonnen. Auch war sie in den Chemiestudenten Jens Beinhard aus Gelsenkirchen verliebt. Die beiden planten gemeinsam zum Abi-Ball ins *„Van der Valk*" Gladbeck zu fahren."
„Sie meinen, es könnte doch etwas dran sein und nicht nur ein Albtraum, der sie seit Wochen verfolgt?"
„Ja, ich glaube schon!", stimmte Dr. Landau zu.
„Dann ist es ein Fall für die Polizei!", rief Walter erregt, und Schweiß brach auf seiner Stirn aus.
„Meine Tochter hatte noch nie Feinde! Sie war immer beliebt und heiß begehrt!"
Wenn es nicht zu blöd wäre, hätte ich in die Hände geklatscht. Entweder schauspielerten sie gut oder mir wurde wirklich nicht geglaubt. Gegen den Zweifel war ich machtlos und war neugierig, was als nächstes folgte.
„Bis zu diesem bestimmten Tag, Frau Geier. Diesen Jens habe ich hier noch nie gesehen", äußerte Dr. Landau und zupfte an seinem gepflegten Schnäuzer. „Seine Eltern haben es ihm verboten. Außerdem hat er eine neue Freundin."

Mit einem Geistesblitz kehrte ein Name in mein gequältes Gedächtnis zurück, den ich sofort laut ausrief: „Kordula!"
„Wieso weißt du das, Schätzchen?", fragte Rita erstaunt, und ihr Mund blieb weit offen stehen.
Ich zuckte mit den Achseln, sah wieder Bilder vor mir auftauchen. Gleichzeitig lauschte ich einer unbekannten Stimme, die von Eifersucht vergiftet war und mich ansprach.
„Dieser Sache sollten wir auf den Grund gehen. Aber zuerst ruhst du dich weiter aus. Ich denke, die Erinnerungen werden mit der Zeit zurückkehren, und dann kannst du nach Hause", versprach mir der Arzt.
Sogleich huschte ein Schmunzeln über mein Gesicht, während ich beobachtete, wie meine vermeintlichen Eltern und dieser Doktor Landau aufgeregt aus meinem Krankenzimmer gingen. Natürlich sperrten sie mich ein und ließen mich allein zurück. Ich war gespannt, wie diese Geschichte ausgehen würde. Es fiel mir weiterhin schwer, diesen Leuten Glauben zu schenken. Für mich handelte es sich um eine Scharade, damit ich garantiert durchdrehte. Viel fehlte nicht mehr, und ich hätte alles zusammengebrüllt. Doch wieder offenbarte sich mir die bekannte Szene. Resigniert verharrte ich auf meinem Bett.

***

„Herzlich willkommen zuhause, Clarissa!", rief meine Mutter erfreut und strich mir über den Kopf. Dabei verrutschte meine rosafarbene Mütze. Ich rückte sie zurecht und hakte mich bei ihr unter.
„Morgen gehen wir wie versprochen zu Kordulas Verhandlung. Dieses Mädchen hatte mehr Glück als Verstand, dass sie nicht zur Mörderin mutierte. Gut, dass sie ihr Gewissen erleichterte und ihr Geständnis unterschrieben hat. Sie hat begriffen, dass es kein Kinderspiel war, sondern dass Mordversuch eine ernste Angelegenheit ist. Deshalb wird ihre Strafe sicher milder ausfallen."
Die Worte meiner Mutter beruhigten mich, und ich fühlte mich sicher und geborgen. Die Albträume waren komplett verschwunden, und meine Erinnerungen vollständig zurückgekehrt. Jens besuchte mich täglich in der Klinik. Auch hatte er sich tausend Mal bei mir entschuldigt. Aber sein schlechtes Gewissen konnte und wollte ich ihm nicht nehmen. Dies ließ mich verschmitzt grinsen.
Endlich war ich wieder glücklich und freute mich auf meine Willkommensparty. Meine Eltern hatten sie extra für mich organisiert. Erwartungsvoll schritt ich mit meiner Mutter ins weihnachtlich beleuchtete Haus hinein.

Renate Dorten

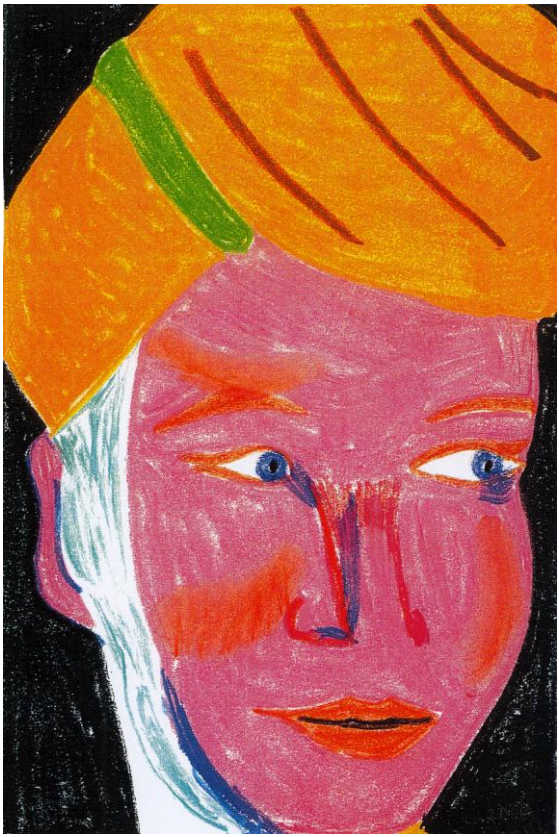
sittin‘ in a tree-house

Leise ganz leise, sachte
wippte der Ast.
Es war ein Flieder.
Und immer wieder
wippte der Ast
lilafarben vor sich in.

In meinem Baum-Haus
surrte, schwirrte, summte und brummte
der Flieder,
knarrte der Ast,
auf dem ich wippte.
Fast kippte ich runter,
so wippte der Ast.

Vorgezwitscher, Maiglöckchenduft.
Und immer wieder
der Flieder,
frühlingshaft flüsternd
in der Luft.
Flirrend.

Renate Dorten: „Die Turbanfrau“



Kay Ganahl

Bericht von einer Genesung

Die Genesung. Man soll nicht den Tag vor dem Abend loben, aber als wir Katy wiedersahen, da waren wir natürlich erst einmal sehr erleichtert.
Es waren Minuten eines glücklichen Wiedersehens nach Wochen der Ungewissheit. Wir, die Gebrüder Lotzierer aus Büttel, hatten ja gedacht: Wo ist sie geblieben? Warum hatte man sie einfach aus dem Klinikum abgeholt, ohne uns etwas mitzuteilen? Sogar die Diagnose ihrer Krankheit war uns unbekannt geblieben. Denn die Bereitschaft zur Auskunft gegenüber Freunden Katys waren gleich Null gewesen! Katys Eltern Kurt-Hans und Elfi Meckendorff waren nicht kooperativ! Wir hatten nichts erfahren können.

Katy hatte als Jugendliche von 13 Jahren, ein Mensch mit freundlichem und offenem Wesen, sehr gesellig – das war allerdings ganz offensichtlich - nervliche Probleme. Es gelang ihr kaum noch die Satzbildung.
Und ihr Behandlungsaufenthalt im Klinikum „Zur Wahrheit“ hatte gut drei Wochen gedauert. Dort hatten wir sie mehrmals besuchen können. Immerhin. Jedes Mal freute sie sich, wenn wir kamen. In altvertrauter Lebendigkeit kommunizierte sie mit uns, es freute uns jede Minute, die wir mit ihr verbrachten. Aber die Krankenhausatmosphäre störte natürlich. Und unsere liebe Katy erst! Am liebsten wäre sie einfach nach Hause gegangen

… dagegen hatten ihre Eltern einiges einzuwenden. Bloß bei den Ärzten bleiben!
Weder wurde uns das gesagt noch von anderen Menschen zugetragen, einfach zu vermuten war es. Die elterlichen Pflichten und Weisungsbefugnisse bedeuteten für Katy: bleiben, sich behandeln und bevormunden lassen, und tun, was die Autoritäten wollten! Wir sehnten uns in diesen Tagen und Wochen nach unserer Katy.

Die Blockierer. Kurz im Treppenhaus abgefertigt, als ich an einem Sonntag Nachmittag freundlich nachfragte, waren wir schließlich auf dem Weg nach Hause, als uns völlig überraschend Kurt-Hans Meckendorff auf der Straße abfing, indem er wütend auf uns zulief. Natürlich: War das gefährlich? Er war wirklich voller Gefühle der Wut. Trotzdem oder gerade deswegen rückte dieser 35jährige Zeitgenosse, ein studierter Brückenbauer, mit ein paar Informationen raus, die uns durchaus etwas weiterbrachten; äußerte auch, welche Krankheit sie hatte – Katy war wohl nicht entführt worden, sondern in der Umgebung in medizinischer Rehabilitation. Aber eben nur nach seiner Angabe, vertrauen konnten wir darauf gar nicht, zumal Meckendorff, der als Tapezierer Geld verdiente, für seine linken Touren in der Stadt bekannt war.
Ein Telefonanruf etwa zwei Wochen später konfrontierte mich mit der knappen Mitteilung der bei uns als „dumme dürre Elfi“ verschrienen Mutter, dass bezüglich Katy keine Auskunft gegeben werde: „Aus persönlichen Gründen“. Sehr fragwürdig das Ganze, dachte ich.

Und wir berieten uns eines abends in einer kleinen Kneipe darüber, was weiter getan werden könnte, um ganz einfach wieder den Kontakt zur geliebten Katy herstellen zu können, die immer unsere Nähe gesucht, die persönliche Bindung zu uns gewollt hatte. Mit unseren 16 Jahren fühlten wir uns als Zwillingsbrüder der Situation gewachsen, wollten in alles einbezogen werden. Außen vor zu stehen, das fanden wir auf Dauer unerträglich!
„Mit unserer Katy durch dick und dünn!“ hieß es bei uns immer wieder. „Sie ist unsere Muse!“
Ja, Katy brauchten wir als Mensch und als den Menschen, der uns in künstlerischen Krisen entscheidend weiterhelfen konnte. Wir übten uns in Kunstmalerei. Unsere Bilder hingen schon in Galerien. Was unsere Eltern davon hielten interessierte uns nicht im Mindesten. Nicht, dass es uns etwas ausmachen würde, gegenüber Katys Familie bloß die zweite Geige zu spielen, nein, denn das war normal. Es kam uns eben auch besonders darauf an, die Beziehung zu Katy fortzusetzen und zu pflegen, weil sie immer noch, nach eigenem Bekunden, größtes Interesse daran hatte.

Der zweite Besuch bei Katy. Als wir Katy das zweite Mal in dem Pflegeheim „Wanderlust am Berg“ besuchten, verlief alles wie erhofft. Schöne Emotionen.
Wir äußerten während dieses Besuchs die eine oder andere Vermutung darüber, was die lieben Meckendorffs, die rechtlich im Vorteil waren, des Weiteren beabsichtigten. Ohne Zweifel wollten sie Katy wieder bei sich zu Hause haben. Der Kontakt zu uns würde, so mussten wir angesichts des Verlaufs der

Ereignisse, torpediert werden. Sehr wahrscheinlich, so hatten wir den Verdacht, ging es den Meckendorffs darum, uns endlich loszuwerden! Meinen Bruder Herrman faszinierte dies gar nicht. Er begann arg zu grollen. Ich wusste, dass ich immer ruhig bleiben würde.
Katy war, als wir in ihrem Zimmer beisammen saßen, ziemlich redselig und freundlich, konnte sich recht gut ausdrücken. Sie versuchte von sich aus, uns für ihre Pläne, aus dem Pflegeheim herauszukommen, zu gewinnen. Wir hingegen wollten nur, dass es ihr vor Ort besser geht, weil sie mit einer anderen Jugendlichen in einem Doppelzimmer zu ebener Erde mit schäbiger Terrasse und einer Baustelle hausen musste.
„Die anderen gehen mir auf die Nerven, ärgern mich!“
„Wirklich?“ fragte ich nach.
„Oh ja!!!“ beteuerte sie.

Mussten ihre Eltern sparen? Hatten sie keine Versicherungen abgeschlossen, um ihre Tochter gegenüber den Fährnissen des Lebens abzusichern? Doch. Wir meinten, dass es genügend Geldmittel gab, um Katy eine bessere, schnellere Genesung sowie mehr Lebensqualität zu gewähren. Die Macht, die die Eltern über sie hatten, wurde Katy immer bewusster. Obwohl sie noch krank war und der große Durchbruch im Genesungsprozess noch ausgeblieben war, konnte sie klaren Verstandes ihre Situation erfassen.
Herrman bediente einen Camcorder, mit dem er das Gespräch mit Katy filmte, in dem sie verdeutlichte, wie sehr es sie aus dem Pflegeheim drängte.

So meinte sie anrührend: „Mit mir kann hier keiner rechnen, ich merke immer wieder, dass ich ein Versuchskaninchen bin. Ich: die erkrankte Jugendliche! - Pfui!“
Jetzt horchten wir besonders auf. Was war denn das!?
„Was sind das für Experimente, Katy?“ fragte ich, aber Katy konnte nur lange überlegen … bis sie dann ausstieß: „Ich habe gefragt, glaube ich, diese Ärztin sagte nichts!“
„Das sind böse Experimente??“ Aber Katy antwortete darauf nicht, sondern saß einen Moment lang apathisch da. Ich hätte sie gern in den Arm genommen, um sie zu trösten, wäre mir aber töricht vorgekommen. So eine Jugendliche braucht Beratung und Verständnis, weil sie im Leben weiterschreiten muss. Ich gab ihr eine Flasche Limo, die ich in der Eingangshalle aus einem Automaten gezogen hatte. Der Wächter, ein etwa 40jähriger Mann in Khaki, hatte mir zugegrinst.
Herrmann filmte konzentriert weiter und weiter. Wir wären mit Katy gern im Park des Pflegeheims spazieren gegangen, die Heimleitung würde jedoch etwas dagegen einzuwenden haben, wenn auch ein diesbezügliches Verbot nicht ergangen war. Vor der Zimmertür trollten sich einige Pfleger, quatschten und scherzten. Das war bestens mitzubekommen: kein Grund, nervös zu werden. Ich sagte zu Herrman: „Hier werden wir bleiben …!“
„Wie?“
„Noch eine Stunde lang …, was Katy?“ Sie nickte zustimmend und kratzte sich am Hinterkopf. Das lange braune Haar hing in einem Pferdeschwanz locker gebunden herunter. Ihre

Adlernase wippte vor mir, so dass ich fast zu lachen angefangen hätte.
„Diese Zeit ist für Dich grausam. Du willst raus aus diesem Pflegeheim?“ – „Genau, ich will zu Euch!“
„Das geht so nicht, wir haben nicht genug Platz, außerdem bist Du minderjährig!“
„Mir doch egal!“

Etwa eine Stunde später war nichts mehr klar!
Katy war von ihrer Mutter, die ins Zimmer stürzte, gegriffen worden. Die Mutter wirkte sehr aggressiv und unberechenbar auf mich - - -
„Sie werden nie mehr zu meiner Tochter Kontakt pflegen, das verbiete ich Ihnen hiermit ausdrücklich!“ fauchte sie mich und Herrmann sofort an. Ich erschrak. Hermann filmte engagiert weiter … ein Zeuge eines Konflikts, der gerade für ein Beweismittel sorgte.
„Wollen Sie mich angreifen? Bleiben Sie zurück!“ forderte ich Katys Mutter lautstark auf.
Und: „ … ist das jetzt eine Freiheitsberaubung oder was? Lassen Sie gefälligst Katy los!“ so ich äußerst beunruhigt.
Und Herrmann: „Katy will mit uns zusammen sein!“
Diese Mutter war nurmehr die personifizierte Wut, neben der sich Katy wie ein argloses und ahnungsloses Mädchen ausnahm. Sie brachte kein Wort heraus, sah sehr eingeschüchtert aus.

Dann stieß die Mutter ihre Tochter von sich weg, als wäre sie ein Haufen Lumpen, der zu uns besser passen würde. Ich war ausgesprochen verärgert.
Deshalb reagierte ich mit einem „Katy braucht unsere Nähe, sie will sie auch …!“
Aber dann von der Mutter, wutschnaubend: „Ich denke, dass Sie sehr wohl wissen, wie es um Katy steht und dass sie Ruhe und Pflege braucht, keine Unterhaltung, wie sie Ihnen offenbar vorschwebt … das wäre sowieso dumm!“
Längst hatte sich Pflegepersonal blicken lassen. Die zwei kräftigen Pfleger beobachteten andächtig, hörten bloß zu.

Dagmar Weck

pas de deux

Wer ist so fest, den nichts verführen kann?

William Shakespeare (1564 – 1616)
Julius Cäsar, Uraufführung

suche 1

„Mutter?" Chiara spricht leise, ihre Mutter Anne kann sie nicht hören. Anne packt in Chias Zimmer die Tasche ihrer Tochter.
Sie packt den puderrosafarbenen Rock für das Tanztraining ein, er betont Chiaras äußerst schlanke Figur, Chia wagt nicht, ihr eigenes Zimmer zu betreten.

Liebe, sie verbindet Anne und ihre Tochter.
Liebe, sie kann unlösbar binden, sie kann loslassen, die Liebenden haben die Macht über beides.
„Diesmal ist Philipp der richtige Tanzpartner für dich, Chialein, du bist besser als er, du bringst ihm die schwierigen Schritte bei, hörst du mich?"
Noch richtet sich keine Antwort an Anne, sie allein weiß, was in diese Tasche hineingehört.

„Chia?"
„Ja, Mutter, ich bin besser als Philipp", sie streicht über den eng gezogenen Bund ihrer Jeans. Anne liebt diese dünne, sehr dünne Taille, so schließt sich Chia diesem von Mutter entworfenen Tochter-Bild an.
Chia hat einen Plan, er bietet ihr komfortable Möglichkeiten der Beziehung zu ihrer Mutter.
Anne ahnt davon nichts.

Philipp

Paare reden miteinander, einige Pärchen üben langsam ihre Tanzschritte, einige junge Männer stehen noch allein und erwarten ihre Partnerinnen.
Anne und Chia betrachten sich in den großen Spiegeln an den Wänden des Trainingsraumes. „Komm, Philipp ist schon da, dort hinten an der schmalen Wand steht er", Anne trägt Chias Tasche.
Betty, jung und hübsch, tanzt vor Anne her.
„Musst du heute wieder allein tanzen, Betty?" Anne wählt ihren hämischen Ton.
Betty errötet, wendet Anne den Rücken zu.

„Du bist schon 18, wird Zeit, dass du einen festen Partner bekommst", Chia sticht mit ihrem Zeigefinger

leicht in Bettys Rücken, reckt dabei ihren Kopf ein Stück auf die allein Tanzende zu. Betty entfernt sich.
„Philipp benimmt sich sehr unhöflich", Mutter spricht eine Nuance zu laut, „er müsste auf dich zukommen, er hat dich doch gesehen, meine Liebe, meinst du nicht auch?"
„Sicher Mutter", Chia spricht sehr leise.
Flüchtig schaut Philipp zu Chia, sieht rasch wieder weg.
„Anne, Chia", Laura steht vor ihnen, „ich fange gleich mit dem Training an."

„Mit Philipp wird es jetzt gut gehen, Laura, Chia kann ihn akzeptieren, sie kann ihm viel beibringen, besonders die schwierigen Schritte."
„Das geht nicht, hört mal, mit Philipp kann Chia nicht tanzen."
„Ich will Philipp haben, Laura, du bist meine Trainerin, du musst ihn mir geben, ich brauche dringend einen festen Partner", sie klammert sich an Lauras Arm, „Mutter wünscht sich das so sehr."
„Also, Laura, hol Philipp", Anne ist blass geworden.

„Anne, Philipp kann nicht mit Chia tanzen, er ist schon viel weiter als sie, sie muss erst noch viel lernen, bis sie so gut ist wie Philipp. Ich hab euch Philipp nicht fest zugesagt. er tanzt mit Robin, sie ist schon so gut wie er."

Annes Augen füllen sich mit Tränen, Chia sieht ihre Mutter an, weint ein wenig.
„Robin, sie ist 17 wie Chia und tanzt viel schlechter, Laura, wie kannst du uns das antun?" „Ich tue euch nichts an, Chia ist einfach noch nicht so weit."
„Ich tanze, seit ich zwölf bin, Laura, ich bin besser als Robin, da ist sie."
Robin ist sehr schlank, strahlt Charme aus, sie geht auf Philipp zu, er und sie umarmen sich. Sie trägt einen puderrosafarbenen Trainingsrock.
„Laura, wer soll denn Chias Partner sein?"

„Mutter, ich geh mal zu Toilette, mir ist schlecht."
„Anne, ich helfe euch, einen neuen Partner über das Internet zu suchen, wir stellen Fotos von Chia hinein, das klappt bestimmt, es hat schon etliche Male geklappt."
„Alle Partner, die mein Schätzchen so gefunden hat, sind wieder weg."
„Vielleicht liegt es auch an deiner Tochter?"

„Sie war immer besser als ihre Partner, sie hat ihnen doch die schwierigen Figuren beigebracht. es liegt nicht an ihr, Robin ist nicht die richtige Partnerin für Philipp, sie ist dicker als meine Tochter."
„Chia muss heute allein trainieren", Laura lässt Anne stehen.

Anne geht ihrer Tochter hinterher auf die Toilette, horcht an den einzelnen Kabinen. Nur eine Kabine ist verschlossen, ein Übergeben hört die große Mutter nicht, ein kaum hörbares Würgen vernimmt sie, Anne wartet, bis sich eine Toilettentür öffnet, heraus tritt Chia, sie geht hinter ihrer Mutter in den Trainingssaal, presst ihre Lippen zusammen, ihre Mutter taxierend, lächelt hinter deren Rücken kaum wahrnehmbar.
An diesem Abend tanzt sie möglichst weit weg von Betty allein im TC Gold und Silber.

die dicke

Chia sitzt am Tisch in der Essecke des Wohnzimmers und nippt an ihrem Glas Mineralwasser. Anne stellt eine Platte mit Wildbraten auf den Tisch, eine Sauce dazu hat sie vorzüglich zubereitet.
„Omi kommt gleich", gedeckt hat Anne für vier Personen, sie holt Schüsseln mit Spätzle und Gemüse aus der Küche; eine zweite Platte mit Wildfleisch. „Was will Oma denn schon wieder hier, Mutter?" Chia zeigt auf ihr geleertes Glas, Anne holt neues Wasser aus der Küche und schenkt ihrer Tochter ein.
„Oma hat doch nur uns, ich bin doch ihre einzige Tochter, und du bist ihre einzige Enkelin." Anne setzt sich an den Tisch.

„Morgen kommt René vorbei, er ist der richtige Partner für dich dieses Mal, zu dir wird er aufblicken wenn er sieht, wie gut du bist."
Chia nimmt sich von Mutters präsentierten Kostbarkeiten, ihren Teller füllt sie bis zum Rand.
„René sieht ganz gut aus auf seinem Handyfoto, wir haben bald wieder ein Turnier, ich brauche dringend einen Partner", schnell speist Chia, „alle im Verein haben einen Partner, auch Betty, nur ich nicht, sie reden schon hinter meinem Rücken über mich."
„Sie bewundern dich im Verein, du bist so gut, du musst noch ein neues Kleid haben."
„Ich hab lecker gekocht", Mutter gibt sich ihrem Genuss hin, sie isst gern, „nicht wahr, mein Schatz?"
„Du müsstest 20 Kilo abnehmen, Mutter." Chia isst hastig, verlangt erneut nach Wasser: „Du bist zu dick."
„Bin ich nicht, das sieht nur so aus, du hast zwei Kilo zugenommen, hoffentlich ist deine Taille nicht breiter geworden."
Oma Grete kommt herein, sie hat die Schlüsselgewalt über diese Wohnung des Anne-Chia-Alltags.
Oma setzt sich, ihre Tochter füllt ihren Teller.
„Bist du dünner geworden, Chia?" Omi Grete kneift ihrer Enkelin in die Hüfte.
„Du hast gut gekocht, mein Schatz", Grete streicht Anne über die Wange, „danke."
Chia nimmt sich das zweite Dessert.

„Sie bekommt einen neuen Tanzpartner, Mutter", Anne spricht mit Stolz.
„Hatte sie nicht Philipp?" Omi lacht.
„René ist es, sie braucht noch ein neues Kleid, Mutter, sonst verliert sie auch René."
„Lecker hast du gekocht", Grete verlangt ein Bier, „ich habe ihr doch gerade ein Kleid gekauft."
„Nur eins, liebe Mutti, die anderen Damen im Verein besitzen drei Kleider, mindestens."
„Ich bin so fett", die einzige Enkelin leckt den letzten Rest ihres Tiramisus von ihrem Löffel.
„Mutter, ich kann kein neues Kleid für Chia bezahlen, gebraucht kostet es schon fast zweitausend Euro, sie braucht diesmal ein neues Kleid, wir können eins nähen lassen, ich hab schon eine Schneiderin gefunden."
„Was hast du denn mit den fünftausend Euro gemacht, die ich dir vor drei Wochen gegeben habe? Das war mein Erspartes."
Anne antwortet nicht.

„Ich bin so fett, ich übergebe mich mal." Chia verlässt den Tisch. Grete schaut ihr nach.
„Ich bezahle das neue Kleid, Anne, du weißt aber, ich habe nur eine kleine Rente."
„Weiß ich. Mutter, Chia muss aber chic sein in ihrem TC Gold und Silber."

Anne lässt ihre Mutter allein am Tisch und geht ihrer Tochter nach.
Vor der Tür zum Badezimmer hört sie ein Würgen, schnell danach noch eines. Der Blick durch das Schlüsselloch zu ihrer Tochter gelingt ihr nicht, Chia hat diese Öffnung in ihr Teenagerleben mit einem Handtuch zugehängt.
Anne hört so etwas wie ein Lachen, sie kann sich auch irren, sie geht zurück zu ihrer Mutter.
„Dein Mann hat sich sein Essen in sein Büro mitgenommen, Anne, er hat zu tun, sagt er."
„Kannst du mir das Geld jetzt schon geben?"
Grete kramt in ihrer Handtasche, ihre Lippen zittern, sie überreicht der guten Köchin einen Umschlag mit zweitausend Euro.

das foto

„Sie ist gerade nicht da gewesen, Nicky, der Fotograf hatte keine Zeit, er wollte auf Chia nicht warten", Anne hält Nicky die Fotografie hin, vier Tanzpaare zeigen sich selbstbewusst, die Damen in kostbaren hellblauen Kleidern.
„Wieso war deine Tochter nicht da, Anne? Ich bin deine Freundin, wo war Chia?" Nicky fasst sanft Annes Hand.

Am Wohnzimmerschrank hängt ein langes, kostbares, hellblaues Kleid, Anne zeigt darauf. „Das haben wir nähen lassen, es war sehr teuer, Nicky, ich gebe so viel Geld aus für meine Tochter, die privaten Trainingsstunden muss ich auch selbst bezahlen, der Verein verlangt das."
„Ich dachte, deine Mutter zahlt für die Privatstunden."
Anne antwortet ihrer Freundin nicht.
„Warum ist Chia nicht mit auf dem Bild? Was ist denn passiert? Was erzählst du mir für Geschichten, Anne?"
Anne schweigt.
„Trainiert sie heute mit René?" „René hat kein gutes Benehmen, er hat Chia grob behandelt, sie hat sich von ihm getrennt."
„War das nicht zu schnell?"
„René wollte lieber mit einer anderen Partnerin tanzen, die ist viel schlechter als er, Chia ist zu gut für ihn."
„Liebe Anne, deine Tochter muss doch nicht immer besser sein." „Das verstehst du nicht, Nicky, die Mitglieder im Verein sollen mein Kind doch schätzen."
„Das tun sie auch, wenn dein Kind nicht immer besser sein will als die anderen, die nur Freude am Tanzen haben wollen."
„Sie ist großartig, meine Chia sticht alle anderen Tänzerinnen aus, ich bin doch ihre Mutter, ich will sie auf ihre Zukunft vorbereiten, sie muss Pokale gewinnen," Anne spricht immer lauter, „ich will das so,

im Skiurlaub hat sie auch Pokale gewonnen, willst du meinen neuesten Videofilm von ihr sehen?"
„Nein, ich muss nach Hause, mein Mann wartet."

suche 2

„Mit Christian hab ich heute trainiert, wir passen ganz gut zusammen", Chia befreit ihre Banane aus der Schale, legt sie auf einen Teller, teilt mit ihrer Gabel kleinste Stücke ab, verzehrt diese.
„Meine zweite Banane heute, Mutter, ist das nicht zu viel?"
Im Wohnzimmer geht sie auf und ab. „Pass auf deine Figur auf, meine Liebe, damit fällst du auf Turnieren sofort auf. Ist es Christian N., mit dem du getanzt hast?"
„Ja, du kennst ihn."
„Ich muss ihn mir noch mal ansehen, morgen gehe ich mit dir zum Training."
„Morgen schreiben wir eine Klausur in Deutsch, ich muss dafür noch etwas tun."
Chia will das Wohnzimmer verlassen, ihre Mutter hält sie fest: „Du musst mindestens ein Zwei schreiben, Christian ist kein Partner für dich, er geht nur zur Realschule, du machst Abitur, Christian kommt aus

schlechten Verhältnissen, sein Vater hat eine Geliebte, habe ich gehört."
„Und Papa hat keine? Ich will mit Christian weiter tanzen."
„Über Papa rede ich nicht, du bist so verletzend, Chia," Anne holt aus ihrer Hosentasche ein Tempotaschentuch und drückt es gegen ihre Augen, wendet ihrem Kind den Rücken zu, „sei doch nicht so undankbar."
Das junge Mädchen liebt ihr Gefühl, nicht allein dazustehen, ohne die Mutter wäre sie verloren.
Die Tochter liebt ihre Mutter, wenn diese ihre Tochter vor der Toilettentür ausspioniert.
Ein aufregendes Leben für eine Agentenmutter, ein ebensolches für die Tänzerin, sie setzt ihre persönliche Agentin in Bewegung, sie gibt ihr alltägliche Aufgaben, das hat etwas.
Eine Sehnsucht danach erfüllt Chia.

„Dann komm morgen mit, Mutter", ein Kind, ein machtvolles Kind, umarmt seine Mutter, Chia geht in ihr Zimmer. „Besser, du schreibst eine Eins morgen".
„Sicher, liebste Mutti."

Renate Dorten

Sommerreigen

Blüten wehen leis im Wind,
gib dich mir hin im Tanz geschwind.
Lass dich tanzen, lass dich drehen,
schneller, schneller wie gesehen.

Kommt herbei zum Tanz!
In dem Traum der Blütenkranz
fällt nicht tief
als ich dich rief.

Du hebst dein Füßchen in die Luft -
von Ferne kommt ein Blütenduft
und eins, zwei, drei
ist der schöne Tanz vorbei.

Titel:Blumenstrauß (Ausschnitt)
Format: 13 x 18 cm
Technik: Kreide
Künstler: Renate Dorten

Marlies Strübbe-Tewes

Darf ich einmal ziehen?

Meist sind es nur wenige Begebenheiten der Kindheit, an die man sich als Erwachsener genau erinnert. Für Elisabeth, genannt Lilly nach ihrem wippenden Haarzopf, war dies eine peinliche Situation. Obwohl ihr damals, mit ihren acht Jahren nicht klar war, was peinlich bedeutete. Ihr etwas älterer Spielkamerad Jochen wusste auch nichts mit der Situation anzufangen. Doch für die Erwachsenen schien sie ein Eklat zu sein, und der sonntägliche Tierparkbesuch endete in Verstimmung.

Begeistert war Lilly mit Jochen von einem Tiergehege zum anderen gelaufen. Plötzlich überkam sie ein dringendes menschliches Bedürfnis. Mitten auf dem Rasenstreifen vor den Giraffen hockte sie sich hin und verrichtete ihre Notdurft. Ihre Mutter schrie auf, schimpfte: sie solle sofort herkommen, warum sie nicht zur Toilette ginge, so etwas mache man nicht, das wäre unanständig und äußerst peinlich! Verwirrt stand Lilly auf, strich ihren Rock glatt. Ihr kleinlautes "ich musste ganz dringend, ich hätte mir sonst in die Hose gemacht" wurde übertönt vom aufgebrachten Reden der Erwachsenen. Vater meinte, so ein Verhalten sei nicht zu billigen, die Tante empörte sich über die Blage,

die in aller Öffentlichkeit ihr Hinterteil entblößt hatte. Jochens Mutter schimpfte ebenfalls, nicht mit Lilly, sondern mit Jochen, der neben ihr gestanden hatte und ihrer Meinung nach in unverschämter Art und Weise hingeguckt hätte.
Zu Hause musste Lilly erneut eine "Moralpredigt" über sich ergehen lassen. Zum Schluss musste sie versprechen, so etwas nicht noch einmal zu machen und auch keine Doktorspiele mit Jochen zu veranstalten. Lilly versprach es. Beim Doktor musste sie immer ihre Zunge zeigen. Ansonsten war Zunge zeigen etwas Hässliches. Das machte sie nur heimlich hinter dem Rücken ihrer Tante. Jochen aber war ihr Freund, ihm würde sie nie die Zunge zeigen. Warum musste sie es der Mutter extra versprechen?
Nach ein paar Tagen trafen sich Lilly und Jochen wie gewohnt zum Spielen. Auch Jochens Eltern hatten ihn noch einmal gerügt, dass er so intensiv hingeschaut hatte. Für ihn, so meinte er zu Lilly, wäre das neu gewesen, denn er würde immer im Stehen sein kleines Geschäft erledigen. Dies fand Lilly nun ihrerseits sehr interessant. Kurze Zeit später, hinter dem Gartenhaus, vor Blicken anderer geschützt, zeigten sie einander ihre Körper. Fasziniert starrte Lilly auf Jochen. "Darf ich einmal ziehen?", fragte sie schließlich. Jochen schüttelte den Kopf. "Nein, ziehen tut weh."

Zeit verstrich, Jochen und Lilly verloren sich aus den Augen. Doch dann wollte es der Zufall, dass sie sich als junge Erwachsene wieder begegneten. Vertrautheit blühte auf, und Amor grinste zufrieden als er beobachtete, dass sein Pfeil getroffen hatte.

Jochen und Lilly räumen den Esstisch von der Abendmahlzeit ab, Jochen schiebt das Geschirr beiseite, umarmt Lilly. Die wippenden Locken ihrer zusammengebundenen Haare schiebt er zärtlich beiseite, drückt einen Kuss auf ihre Schulter. Eine Haarsträhne wickelt er um seinen Finger. "Darf ich einmal ziehen?", fragt er lachend. Sie erwidert sein Lachen. Die Tür zum Schlafzimmer klickt ins Schloss. Ihre beiden Kinder sitzen im Wohnzimmer und schauen die Sendung mit der Maus.

Dagmar Schenda

Missglückter Traum

Als er auszog, sein Geld in Amerika zu machen, ließ er sein Glück in der Heimat. Da war er neunzehn. Eleni war zwölf und sie hatte ihm ihr Versprechen gegeben, auf ihn zu warten. Sie löste es ein, als er einige Jahre später mit stolz geschwellter Brust um ihre Hand anhielt und die hart erarbeiteten Ersparnisse darauf verwendete, auf ihrem Erbgrundstück die Fundamente für ein Hotel zu errichten. In den kommenden Jahren schuftete er in jedem Heimaturlaub an dem Bau. Im Dorf brachte es ihm Anerkennung, Neider und Zweifler ein. War er doch der erste, der dieses Wagnis in einer Bucht, vierzig Kilometer vom Flughafen und den Touristenzentren entfernt, einging. Aber ihn machte es stolz, Eleni machte es stolz; bei der ganzen Familie brachte es ihm hohes Ansehen. Voller Zuversicht zeugte er in dieser Zeit zwei Kinder mit Eleni. Eigentlich lief es gut. Doch die pulsierende Lebensart auf der anderen Seite des Ozeans hatte ihn infiziert. Es ging ihm nicht schnell genug, der Bau schleppte sich dahin. Mit mehr Geld könnte alles besser voran getrieben werden. So nahm er Eleni und die Kinder mit in dieses laute, verkehrsreiche Land. Eleni brachte er in einer großen Fabrik unter, in der sie sich die Fließbandarbeit

mit anderen Griechinnen und Spanierinnen teilte. Sie verdiente im Akkord gutes Geld. Schon bald wäre sein Ziel erreicht und sie würden alle zurückkehren. Wären da nicht die regelmäßigen hysterischen Weinanfälle von Eleni. Sie verstand nicht, warum er sich in diesem Land wohlfühlte, zwischen den unverständlichen, fremden Lauten, dem Gestank der Abgase in den Straßen, der engen Wohnung. Die Sehnsucht nach der Ruhe des ländlichen Lebens, den Feigenbäumen, den Schreien der Maultiere und vor allem nach ihren Eltern machte sie krank. Jedes Lachen verschwand aus ihrem Leben. Er musste Eleni und die Kinder gehen lassen. So arbeitete er noch härter und wurde belohnt. Schon bald umrundete er das ebenerdige Kleinod mit zehn Zimmern, einer Rezeption samt Frühstücksraum und einem mit Bienengesumm erfüllten Garten. Er genoss es, die Gesichter der Nachbarn vor Wut rot anschwellen zu sehen. Er hatte es geschafft. Er ignorierte die Bitten der Familie, es dabei bewenden zu lassen. Er strebte nach mehr, ein großes Hotel sollte es werden. Jahr um Jahr kam er zwei Monate im Sommer, mauerte und ackerte, bis ein weiteres Stockwerk mit Zimmern entstanden war. Seine Tochter, mit dem ihm eigenen starrköpfigen Wesen ausgestattet, strafte ihn mit Missachtung. Sie verstand nicht, warum er sie immer wieder verließ. Sein Sohn nahm diese Art Leben phlegmatisch hin, seine Schwiegereltern schwiegen und

seine Frau resignierte. Doch er fühlte sich unantastbar. So übersah er die Anzeichen. Denn längst gefiel ihm das Leben in Amerika, mit der jungen Frau, die die restlichen zehn Monate des Jahres Tisch und Bett mit ihm teilte. Zwanzig Jahre pendelte er zwischen seiner traditionellen familiären Welt und seinem freien Leben auf der anderen Seite des Ozeans. Zwanzig Jahre wiegte er sich in dem Traum, der Besitzer eines bedeutenden Hotels zu werden. Er merkte nichts von seiner Zerrissenheit. Doch es wurde schwieriger, die nunmehr achtundzwanzig Zimmer zu füllen. Seine Frau schaffte es nicht, während seiner Abwesenheit mit den Reiseveranstaltern zu verhandeln, geschweige denn, die Vielzahl der Gäste zu bewältigen. Er erkannte, dass es so nicht weiter ging. Er musste sich entscheiden. Nur - es war schwer, sich einzugestehen, dass er der ländlichen Olivenbaum-Idylle längst nichts mehr abgewinnen konnte. Es war bitter, sich einzugestehen, dass er kein Verhältnis zu seinen Kindern aufgebaut hatte. Es tat weh, sich einzugestehen, dass aus dem zwölfjährigen Mädchen, das ihn einst mit vor Erwartung leuchtenden Augen verabschiedet hatte, eine verbitterte, keifende Person geworden war. Er musste sich eingestehen, dass er statt des einfachen Weges, den schwierigen gewählt hatte. Sein Interesse an dem Hotel ging verloren. Er wurde trübsinnig und sann über sein vergeudetes Leben nach. Als er dann für immer in

seine Heimat zurückkehrte, ließ er sein Glück in Amerika.

Bettina Münster

Wenn nicht jetzt, wann dann

Sie saß auf der Bank neben ihm. Gerade so weit entfernt, dass eine flache Hand zwischen ihnen Platz gefunden hätte. Bedächtig legte sie ihre Hand auf die freie Stelle des Holzes zwischen ihrem Oberschenkel und seinem Jackenzipfel. Ihr kleiner Finger streifte sein Bein. Sie bemerkte es nicht einmal.
Vor Jahren hatte sie, in Erinnerung an ihn, flüchtig den Gedanken gehabt, ihn wiederzusehen. Für den Bruchteil eines Augenblicks hatte sie damals ein Krankenbett vor ihrem inneren Auge gehabt, in dem er lag, schwer krank. Nun kam die Erinnerung daran zurück, schlagartig.
Tief atmete sie ein und langsam wieder aus. Er rührte sich nicht neben ihr, sah hinaus aufs Wasser. Wartend. Ließ ihr Zeit, die Nachricht zu verdauen.

Vor nicht einmal einer Minute, als sie sich, völlig unverhofft, bei einem Spaziergang begegnet waren, hatte er ihr eröffnet, dass die Ärzte seine schlimmste Befürchtung in grausame Realität verwandelt hatten: Er hatte Krebs.
Sie wusste, was vor ihm lag. Und er ahnte es. Operationen. Chemo. Mit all ihrer zerstörerischen Kraft. Viola hob den Blick, sah ihn kurz von der Seite her an. Andreas erwiderte ihren Blick ruhig. Zuckte mit den Schultern, als wollte er sagen: „That´s life!"
Eine seltsam schweigende Art von Stille kroch in sie hinein. Die Stille der Unausweichlichkeit. Es war gut möglich, dass es ihm bald besser ging. Dass er geheilt wurde. Dass sie nun, da sie sich wiedergefunden hatten, noch viele Jahre einer wunderbaren Freundschaft vor sich hatten.
Doch was, wenn nicht? Wie viel Zeit blieb ihnen noch? Mit einer Verwunderung, die sie aus einer seltsamen Distanz heraus empfand, stellte sie fest, dass sie tausend Dinge auf einmal sagen und fragen wollte. Und doch nicht die richtigen Worte dafür fand. Es schien, als seien Worte plötzlich überflüssig.

Sie sahen einander in die Augen, und alles Wichtige stand darin geschrieben wie in einem offenen Buch. Ein größeres Verständnis der Dinge. Was wirklich wichtig im Leben war.

Und doch spürte sie mit enormer Dringlichkeit, dass sie das, was sie fühlte, nicht ungesagt lassen wollte, nicht ungesagt lassen konnte. Sie wollte niemals mit dem Gefühl zurückbleiben, Dinge nicht ausgesprochen zu haben.
Zögernd holte sie Luft. Formulierte die Worte bedächtig, wie unter Schock.
„Würde es dir etwas ausmachen, wenn wir ab jetzt in Kontakt bleiben?"
Überrascht sah er sie an. Er schien mit vielem gerechnet zu haben, aber nicht damit.
„Sehr gerne sogar. Ich möchte dich aber nicht damit belasten …"
Viola konnte nicht glauben, wie rücksichtsvoll er war.
„Das tust du nicht. Ich weiß, was diese Krankheit mit sich bringt. Ich möchte für dich da sein."
Sie wusste in dem Moment, dass es nicht nur eine Floskel war. Sie wollte es wirklich. Es schien plötzlich, als wäre nicht ein einziger Tag vergangen, seit sie sich zuletzt gesehen hatten.
Die Nähe zwischen ihnen war vertraut, beinahe magisch.

Langsam legte sich seine warme Hand auf ihre eiskalte. Er umschloss sanft ihre Finger, hielt sie einfach fest. Dankbar, einen Halt zu finden.

Viola schaute einem Lastkahn hinterher, der Berge von Kohle in seinem Bauch über den Fluss trug. Laut tuckerte der Motor des Bootes und trieb es stetig gegen die Strömung nach vorn.
Gedanken zogen wie Wolkenfetzen durch ihren Kopf. Warum erkannten die Menschen immer erst, was zählte, wenn es beinahe zu spät war? Warum war man die meiste Zeit des Lebens so blind für die Wunder, die um einen herum geschahen, obwohl man es eigentlich besser wusste?
Warum nahmen die Menschen sich nicht mehr die Zeit, in Stille zu verweilen, irgendwo zu sitzen und sich der Nähe ihrer Mitmenschen bewusst zu werden? Warum waren Handys, Computer, Geld und Termine stets wichtiger, obwohl man sich selbst und das Leben doch erst pulsierend spürte, wenn man all das zur Seite legte und sich auf seine Instinkte verließ?
Und warum, *verdammt noch mal*, hatte das Schicksal es zugelassen, dass dieser Mann ihr erst wieder über den Weg lief, als er diesen schweren Weg vor sich hatte? Oder war es ihre Bestimmung, ihn genau auf diesem Weg zu begleiten?
„Andreas …"
Er lächelte sie an.
„Ist schon gut. Wir werden einfach sehen, wie es weitergeht."
Viola nickte, verharrte. Räusperte sich.

„Nein, das meine ich nicht. Ich ..."
Er drückte ihre Hand fester, nur für einen kurzen Moment. Sie spürte, wie sie rot wurde. Ihr Herz begann, im Stakkato zu hämmern. Warum hatte sie in ausgerechnet diesem Moment so einen Gedanken? Aber sie konnte nicht anders. Sie musste einfach …
„Andreas, würdest du mich … küssen? Nur … nur, wenn du magst. Wenn es dich nicht stört."
Sie bemerkte, beinahe beschämt, wie seine Mundwinkel zuckten. Er lächelte breit, grinste fast schelmisch.
„Wenn es mich nicht stört?"
Er zwinkerte ihr zu, und sie wusste, er nahm sie wieder einmal auf den Arm. Hitze stieg wellenartig in ihre Wangen, ihre Ohren.
„Entschuldige. Ich hätte nicht…"
„Viola. Pssst…"
Er legte seinen Finger sanft über ihre Lippen und sah ihr tief in die Augen. Das Lächeln war verschwunden.
„Es stört mich nicht. Nicht im Mindesten."
Bevor sie sich es anders überlegen konnte, spürte sie sein warmes Lippenpaar auf ihrem Mund, seinen Arm um ihren Rücken, als er sie sanft an sich zog. Ganz sanft, für die Ewigkeit weniger Sekunden, war sein Mund ihre ganze Welt. Seine Wärme füllte ihr Herz aus, ließ die Zeit stehenbleiben. Viola wusste: Was auch immer die Zukunft brachte, wie schlecht es ihm auch gehen mochte, dieser Moment blieb. Die Erinnerung

daran würde sich in ihnen verankern und lebendig bleiben. Als er sich langsam wieder löste, lächelte sie dankbar.
Plötzlich grinste er frech. „Hey, es ist nur dieser scheiß Krebs! Das krieg ich ja wohl hin! Ein Kinderspiel!"

Marlies Strübbe-Tewes

Blaustrumpfkater

Ich darf nicht aus dem Haus,
im Garten spielen – aus.
Jetzt hock' ich auf der Fensterbank,
seit drei Wochen bin ich krank.

Am Waldrand
Blätter rascheln, ich bin entzückt,
toben, jagen nach dem Beutestück.
Doch, verdeckt unterm bunten Laub,
Glasscherben ritzen meine Pfote auf.

Angst
Bei meiner Ärztin, die Wunde zeigen,
über Schmerzen will ich schweigen.
Zum Heilen legt sie mir sodann,
Verband mit blauem Kiestrumpf an.

Befreien
Ich beiße und reiße, bitte, seht es ein,
ich will kein Blaustrumpfkater sein.
Flott zieht man mir den nächsten an,
Rupf-Zupf-Spiel erneut beginnen kann.

Heute, nach langem Hausarrest,
stellt Frau Doktor endlich fest,
die Pfote, die ist wieder heile!
Gartenspiele – Schluss mit Langeweile!

Nachwort des Herausgebers

Vor über einem Jahr bat ich per Rundmail die Mitglieder unseres Landesverbandes um Teilnahme an einem neuen Ebook-Projekt. Es war nämlich wieder an der Zeit, im Landesverband ein Buch und/oder Ebook herauszugeben, in dem sich Kreativität und schriftstellerisches Können der Mitgliederschaft unseres Nordrhein-Westfälischen Landesverbandes im Freien Deutschen Autorenverband widerspiegeln.

Für dieses Ebook-Projekt wählte ich ein Thema von allgemeiner und zeitgemäßer Bedeutung aus: Ein Kinderspiel/Kein Kinderspiel. Die Kindheit des Menschen und die Bedeutung des Spiels für unsere Gesellschaft, - *zumal mit „Kinderspiel" und der offenen Gegensätzlichkeit von „Ein Kinderspiel/Kein Kinderspiel"*- sollten so in den Fokus der „Schreiber" kommen.
Es sind ja auch und gerade viele interessante Deutungen möglich.

Schön war dann, dass meine Idee und Initiative viel Anklang fanden. Die Kreativität unserer AutorInnen wurde besonders befeuert. Ich habe eine Vielzahl von schriftstellerischen Beiträgen erhalten - überwiegend Originaltexte, von denen viele für dieses Ebook

geschrieben wurden. Dazu kamen einige Bildbeiträge, die im Ebook ihren Platz gefunden haben.

Ich bedanke mich herzlich bei allen Mitwirkenden, besonders bei unserem Landesvorsitzenden Dr. Manfred Luckas, der dieses Ebook mit seinem Vorwort trefflich beginnen lässt!

K. Ganahl, Herausgeber
Mitglied im Landesvorstand des FDA-NRW und Kommunikationsbeauftragter

Marlies Strübbe-Tewes: „Lebensbaum, grau“